

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 15

Duisburg, den 14. April 1928

29. Jahrgang

Gewerkschaftliche Lohnpolitik und Lohnanteil

Ein sorgsamer Beobachter und ein Freund der Gewerkschaftsbewegung, der mitten im wirtschaftspolitischen Leben steht, sendet uns auf unser Ersuchen diesen Artikel. Selbst wenn wir dem Verfasser nicht in allem zustimmen vermögen, so sind dennoch seine Ausführungen sehr wertvoll für unsere Kollegen.

Es hat für den interessierten Beobachter der gegenwärtigen sozialen Kämpfe, vor allem der Lohnkämpfe, den Anschein, als ob sich allmählich die beiden Kontrahenten der Wirtschaft, Kapitalkraft und Arbeitskraft, so ineinander verbissen hätten, daß je ein Teil überhaupt — wenigstens im Großen gesehen — nur noch durch den jeweiligen Spruch der Staatsgewalt vorwärtszukommen vermöchte. Die beiderseitigen Kräfte scheinen in ein Stadium des gefährlichen Gleichgewichts hineingekommen zu sein, bei dem, wenn wir in Deutschland nicht die Macht der Verbindlichkeitserklärung hätten, schon ein paar mal Kämpfe im Ausmaß des englischen Bergarbeiterstreiks sich leicht hätten entwickeln können. Es mögen wirklich hier und da erfreuliche Ansätze zu freien Vereinbarungen gegeben sein und Erfolge tatsächlich konstatiert werden; der Wunsch, daß es überall so sein möge, darf nicht die Tatsache verkleinern, daß in ausschlaggebenden Industrien Deutschlands der Gedanke dazu überhaupt wohl ernsthaft noch nicht erwogen wurde.

Das erschwert ohne Zweifel die ganze lohnpolitische Lage in Deutschland, weil der Standpunkt beider Kontrahenten nicht immer ganz klar ist. Weder sieht man bei den Unternehmern eine klare volkswirtschaftliche Linie, sondern vielmehr oft eine Verhornung einseitiger Kapitalsammlung, noch sieht man bei den Arbeitnehmern immer eine Politik auf weite Sicht und das Erkennen, daß das Lohnproblem nicht nur ein Verteilungs- sondern auch ein Produktionsproblem ist.

Es bedarf gar keiner Frage, daß für beide Parteien auch die stärkste Macht ihre Grenze hat. Der Unternehmer kann den Lohn des Arbeiters nicht unter ein gewisses Minimum herabdrücken, ohne daß man allerdings dabei eine feste Grenze anzugeben vermöchte, auf der anderen Seite ist auch den Lohnforderungen der Arbeiterschaft ein Ziel gesetzt in der Kaufkraft des Konsumenten. Nun ist die obere Grenze, wie die untere stets schwankend. Eine der Hauptaufgaben der Gewerkschaftsbewegung ist, an der Überlegung beider Grenzen mitzuarbeiten.

Entscheidend für den Lohn in seiner Tatsächlichkeit ist die Wirtschaftlichkeit des Betriebes; das hat mit grundsätzlichen Forderungen an sich noch nichts zu tun. Nun kann aber die Wirtschaftlichkeit eines Betriebes gesteigert werden und sie ist es oft genug durch Streben nach höheren Lohn, Mangel an Arbeitskräften usw. Kein geringerer als Hugo Stinnes machte seinerzeit darauf aufmerksam, daß die niedrigstehenden Inflationslöhne den Unternehmern jeglichen Anreiz nahmen, ihre Betriebe produktiver zu gestalten und ihren Maschinenpark zu erneuern. Zwar wird man der These von Prof. Weber auch wohl nicht ganz zustimmen dürfen, wenn er sagt, daß eine dauernde Lohnerhöhung nur möglich sei durch eine Produktionssteigerung. Man kann Weber zu-

stimmen, daß eine Lohnerhöhung auf Kosten des eigentlichen Kapitalzinses, der Risikoprämie, der Vorzugsrenten und des Unternehmerlohnes nicht, auf Kosten des Unternehmerkonsums nur wenig möglich ist, aber die Frage der Extragewinne ist doch nicht so selten, wie Weber es anzunehmen scheint. An diese Gewinne wollte Braner heran, wenn er von „ökonomischer Rente“ sprach. Selbst wenn man schon der Ansicht ist, daß der Lohn ein Kulturfaktor ist, so kann man sehr geteilter Meinung darüber sein, ob es für die Arbeiterschaft zweckmäßig ist, mit dem so sehr variablen Begriff „Kulturlohn“ zu taktieren. Es lassen sich im Zeitalter des kapitalistischen Systems und der scharfen Rechnungsweise durchschlagendere Gründe für eine Lohnerhöhung herausstellen als dieser.

Nun ist es mit der sogenannten Wirtschaftlichkeit der Betriebe eine seltsame Angelegenheit. Dem Inlande gegenüber hütet sich das Unternehmertum oft ängstlich, klaren Wein einzuschütten, während es den amerikanischen Anleihegebern oft monatelang eine Durchleuchtung der Betriebe gestattete und mit äußerst günstigen Angaben auf den ausländischen Kapitalmarkt ging. Daß eine Durchleuchtung der betriebs- und gesamtwirtschaftlichen Verhältnisse unter Mitwirkung der Arbeiterschaft erwünscht sei, sollte allmählich einleuchtend sein. Nicht gerade einleuchtend aber ist, warum das Unternehmertum bei den vielen Klagen über Unrentabilität gerade bei diesem Punkt einen Rückzieher macht. Hier wäre es ja am einfachsten den Klagen einen festen Halt zu geben. Allem Anschein nach dürften aber die Klagen auf etwas schwachen Füßen zu stehen. Der Außenstehende hat vielfach den Eindruck, als ob die Gewerkschaften auch durch ihre Lohnpolitik das Unternehmertum zwingen möchten, endlich Farbe zu bekennen. Aber das Unternehmertum scheint vorläufig auf eine sehr elastische

Zu den Bildern dieser Nummer Das Dürer-Jahr

Mit dem 6. April, dem 400-jährigen Todestage des großen Menschen und Malers Albrecht Dürers, begann das sogenannte Dürer-Jahr, das seine Heimatstadt Nürnberg und mit ihr das ganze deutsche Volk feiert. Auch die Arbeiterschaft wird an diesem großen Sohne Deutschlands, der ärmsten Arbeiterschichten entsprossen, zu einer fast einsamen Höhe sich emporrang, nicht vorübergehen wollen.

Wir haben in unserem Organ schon verschiedentlich Bilder von Meister Dürer gebracht. In dieser Nummer wollen wir zum Gedächtnis jenes Mannes wieder einige seiner Schöpfungen bringen; besonders weisen wir dabei hin auf die „Apokalyptischen Reiter“ aus der „Geheimen Offenbarung“ und die „Madonna mit den Häschen“. Bilder von solcher Wucht und Eindringlichkeit, von solcher Zartheit und Süße haben wir in Deutschland nur ganz wenige.

Reproduktionen seiner Bilder hat vor allem der Kunstwart-Verlag und der Verlag Hansstaengl in München. Bei eventuellen Käufen beziehe man sich auf unser Verbandsorgan.

Zum Verstehen Dürers mögen unsere Kollegen den Artikel „Albrecht Dürer und die Arbeiterschaft“ und die Skizze „Albrecht Dürer in Köln“ in dieser Nummer besonders beachten.

Front großes Gewicht zu legen und unter allen Umständen eine Durchleuchtung ihrer Betriebe verhüten zu wollen.

Man mag es beklagen, aber die Tatsache liegt nun einmal vor, daß im Wirtschaftsprozeß immer wieder eine ungleiche Teilung des gemeinsam erarbeiteten Wertes auf Kosten des Arbeiters stattfindet. Aber diese Tatsache ist noch keine Begründung dafür, daß der Arbeiter nur mit dem Existenzminimum am Produkt beteiligt sein muß. Der Unternehmer, der nur mit niedrigen Löhnen den notwendigen wirtschaftlichen Erfolg zu erreichen vermag, verrät dadurch schon seine eigene Unfähigkeit, Leiter eines wirtschaftlichen Unternehmens zu sein. Es hat den Anschein, als



Dürers Jugend-Selbstbildnis

ob in Deutschland tatsächlich eine Scheu vor hohen Löhnen bestände, als ob die alte Herrenansicht noch nicht überwunden sei, daß die arbeitende Schicht eben nur mit dem schmalen Auskommen vorlieb nehmen müsse, aber sonst keine „Forderungen an die Kompagnie“ zu stellen habe.

Ganz im Gegensatz zu den Aufstellungen der Unternehmer ist der Lohnanteil am fertigen Produkt sehr bescheiden. Untersuchungen in der Textilindustrie ergaben, daß statt 30 Prozent, wie das Un-

ternehmertum sie angegeben hatte, ganze 12 Prozent Lohnanteil in Frage kommen. Ähnliches trifft zu für die Eisenindustrie. Die Deffentlichkeit hat darüber oft ganz falsche Vorstellungen. Nach Darlegungen der „Schwäb. Tagwacht“, Nr. 37, ergaben sich für das letzte Vorkriegsjahr (1913), verglichen mit dem Jahre 1925, folgende Zahlen (infolge der Gebietsabtretungen konnte als vergleichbares Gebiet nur Rheinland-Westfalen berücksichtigt werden):

Lohnanteil in Prozent des Produktpreises:

	1913	1925
Hochöfen . . .	5,8 Prozent	6,6 Prozent
Stahlwerke . . .	5,0 „	6,4 „
Walzwerke . . .	10,6 „	12,0 „

Diese Zahlen sind auf Grund der amtlichen Produktionsstatistik errechnet worden; leider erstreckt sie sich nur auf die Zeit bis 1925, neuere Daten liegen nicht vor. So muß ein Jahr guter Konjunktur, wie 1913, mit einem schlechten Konjunkturjahr, wie das in seiner zweiten Hälfte ganz im Zeichen der Krise stehende Jahr 1925, verglichen werden. In Krisenjahren steigt aber, infolge des Preisrückgangs, selbstverständlich der Lohnanteil was weder eine bessere Lebenshaltung der beschäftigten Arbeiter, noch die Steigerung des Lohn Einkommens der gesamten Arbeiterschaft des betreffenden Produktionszweiges (also einschließlich Arbeitslose!) bedeutet. Immerhin ergibt schon die obige Zusammenstellung, daß der Lohnanteil in den einzelnen Verarbeitungsstufen der Eisenindustrie nicht groß ist. Dabei sind bei der Berechnung des Produktionspreises die verwertbaren Schlacken, Thomasmehl usw. nicht berücksichtigt; würde man sie berücksichtigen, so würde der Lohnanteil schätzungsweise um 1 Prozent geringer sein. Wollte man

den Einfluß einer Lohnerhöhung auf die Preise ermitteln, die sich auf mehr als eine Verarbeitungsstufe beziehen (z. B. Stahl- und Walzwerke, wie dies auch beim Dezember-Spruch der Fall ist), so müßte man die Menge Stahl, die in den Walzwerken weiter verarbeitet wird, ausscheiden, um Doppelzählungen zu vermeiden. Es ergibt sich dann für Stahl- und Walzwerke zusammen folgende Lohnquote in Prozent des Preises (einschließlich Schlacken):

1913 1925
(nur Rheinland-Westfalen)

11,5 Prozent

15,8 Prozent

In Wirklichkeit aber ist die Lohnquote seit 1925 stark gesunken.

Denn die auf einen Arbeiter fallende Produktionsmenge war nach eigenen Angaben der Schwerindustrie im November 1927 um 44 Prozent größer als im Durchschnitt des Jahres 1925. Das Lohn Einkommen ist aber, wiederum nach Angaben der Schwerindustrie, um 25 Prozent gestiegen. Der Lohn tarif ist demnach im Verhältnis 144 : 125, also um rund 15 Prozent geringer geworden und dürfte 1927 etwa 13,5 Prozent betragen (die wichtigsten Rohstoffpreise haben sich wenig geändert).



Dürers Selbstbildnis als Mann

Vielleicht ist aber der Lohnanteil noch geringer. Genauere Zahlen liegen jedoch noch nicht vor. Aber selbst ein Lohnanteil von 13 Prozent ist nicht so erheblich, daß man seinetwegen die wirtschaftliche Welt aus den Angeln heben müßte, wie es die Schwerindustrie im Dezember vorigen Jahres versuchen wollte. Und dabei fährt die Schwerindustrie im allgemeinen gut. Nach der vom Verband deutscher Maschinenbauanstalten der Weltwirtschaftskonferenz vorgelegten Denkschrift betrug der Materialanteil an den Selbstkosten des Maschinenbaus 47 Prozent, wovon aber fast vier Fünftel, 37,5 Prozent, auf das Eisen entfielen. Der Lohnanteil an diesem Eisen ist oben festgestellt.

Man kann im allgemeinen der deutschen Arbeiterschaft den Vorwurf „exorbitanter Lohnforderungen“ nicht machen, wohl kann man ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich im Gegensatz zu anderen Schichten um ihre Lohnpolitik nicht sehr viel kümmert.

Außer Zweifel aber steht, daß die gewerkschaftliche Organisation für die Arbeiterschaft viel geleistet hat, und es gilt noch immer das Wort Professor von Zwienedeck-Güdenhorsts, das er 1925 in bezug auf die Lohngestaltung prägte: „Ohne Existenz der Arbeiterorganisationen und unter dem Einfluß der freien Konkurrenz und damit also der Kapitalenergetik würden wir diesen Aufstieg nie erlebt haben.“

Nach wie vor ist die Lage der deutschen Industrie als befriedigend zu bezeichnen und es sind bis jetzt keine stärkeren Anzeichen vorhanden, die auf eine Rückläufigkeit schließen lassen.

Die Arbeiterschaft hat einen Anspruch auf eine Entlohnung, die im geeigneten Verhältnis zum Wert der von ihnen produzierten Ware steht. Ob und inwieweit die Arbeiterschaft ihre Forderungen durchzusetzen vermag, ist eine Frage der Macht ihrer Organisationen.

M. L. W.

Kartelle, Produktionsförderung und Gewerkschaften

Die Fragen der Kartelle und der Kartellpolitik, über die an dieser Stelle oft schon geschrieben wurde, greifen nicht nur bedeutsam in das Leben des Arbeiters, sondern des ganzen wirtschaftlichen Gefüges hinein. Wir haben dabei stets betont, daß es einen Selbstzweck der Kartelle nicht geben kann, sondern daß die

großen Zusammenschlüsse in der Wirtschaft, die Truste, die Konzerne, die Kartelle und Syndikate für Volk und Wirtschaft überhaupt nur tragbar sind, wenn sie sich wirklich als Organe der Rationalisierung erweisen, d. h. auf eine angemessene, nicht durch Monopol tendenz übertriebene, Preisbildung bedacht sind und da

durch Produktion und Absatz fördern. Dabei ist selbstverständlich, daß zwischen Konzern und Kartell eine gewisse Arbeitsteilung besteht.

Der Konzern als Großzusammenschluß produktiver Kräfte unter einheitlicher Leitung wird im wesentlichen in Betracht kommen für die auf Massenerzeugung eingestellten Industrien, also für die Montanbetriebe, z. B., die für bestimmte Zwecke notwendig sind. Ob ihre Ausdehnung noch immer wünschenswert ist, steht auf einem anderen Blatt. Man kann sogar der Meinung sein, daß in den Fertigungsindustrien ein breites selbständiges Unternehmertum als wirtschaftliches Gegengewicht gegen den Monopolwillen der Großen eine bedeutsame Notwendigkeit sein kann. Sagen wir, so eine Art industrieller Mittelstand. Auch wir halten es nur für bedingt richtig, diese Leute durch finanzielle Zusammenschlüsse zu Rationalisierungsmaßnahmen zwingen zu wollen. Es erhebt sich vielfach deshalb die Forderung in jenen Kreisen, daß die sonstigen Zusammenschlüsse, wie die Kartelle, sich die Fragen der Produktionsförderung und der Rationalisierung angelegen sein lassen. Damit kommen die Kartelle auch zu einer tieferen volkswirtschaftlichen Bedeutung, die man ihnen heute bei der Preisbildung als fast ihrer einzigen Aufgabe, nicht immer zusprechen kann.

Auf der Frankfurter Tagung des Reichsverbandes der deutschen Industrie wurde schon ausgesprochen, daß die Kartelle den oben bezeichneten Weg einzuschlagen gedächten.

Nachdrücklich betont wird eine Wesensänderung der Kartelle im Heft Nr. 52 des „Wirtschaftsdienstes“ lt. Augsburgischer Postzeitung, 26. 1. 28 (herausgegeben vom Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv), von Ewald Goetze, Geschäftsführer eines bedeutenden Krefelder Industrieverbandes. Von der Produktionsförderung durch den von ihm geleiteten Verband entwirft Goetze nachstehendes Bild:

1. Qualitätsarbeit. Es ist dafür gesorgt worden, daß für alle Artikel Mindestqualitäten, die noch für den Konsum als branchenbar angesehen werden können, festgesetzt werden und kein Mitglied geringere Waren fabrizieren darf. Gleichzeitig wurde eine Verbandsmarke als Herkunftsgarantie geschaffen.

2. Rationalisierung bzw. Typisierung. Zur Verhinderung unnötiger Lagerhaltung, die im ganzen selbstverständlich die Kalkulation ungünstig beeinflusst, sind nach sorgfältiger Auswahl die Qualitäten festgestellt worden, in denen Lagerhaltung nötig und rentabel ist; die übrigen Läger sind eingegangen.

3. Zur Widerlegung der bis zum Ueberdruß wiederholten Behauptung, daß die Kartelle lediglich auf der Situation des Schwächsten aufgebaut seien und infolgedessen Mitglieder mit schleppen, die sonst längst ihre unrationellen Betriebe hätten aufgeben müssen, diene folgendes:

Acht von den bei der Gründung bestehenden Betrieben, die der technischen Entwicklung nicht folgen konnten, sind eingegangen und teilweise von einzelnen Mitgliedern, zum größten Teil aber vom Verband aus eigens hierzuaufgebrachten Mitteln aufgekauft

und stillgelegt worden. Die übrigen haben sich zu ziemlich gleichwertigen Hochleistungen aufschwingen müssen, weil gerade bei den einheitlichen Preisgrundlagen und der Gleichmäßigkeit des Angebots nur die Höchstleistung den Erfolg bei der Kundschaft davonträgt.

4. Kreditfragen. Eine sorgfältige Ueberwachung der Kredite der Kundschaft und Auskunftserteilung durch ein besonderes Büro in Zusammenarbeit mit gleichartigen Verbänden wurde eingerichtet und bei Zahlungsschwierigkeiten einheitliche Vertretung der Mitgliederinteressen gesichert.

5. Eine besondere Organisation für die Selbstversicherung der Mitglieder gegen gewisse Risiken wurde eingerichtet und arbeitet mit großem Erfolg.

6. Eine großzügige Propaganda für den Vertrieb der Verbandsartikel wurde in die Wege geleitet, gleichzeitig die Preispolitik so geführt, daß die großen Konsumartikel mit dem denkbar geringsten Nutzen kalkuliert wurden und der Ausgleich in der Höherbelastung der Luxusartikel gesucht wurde.

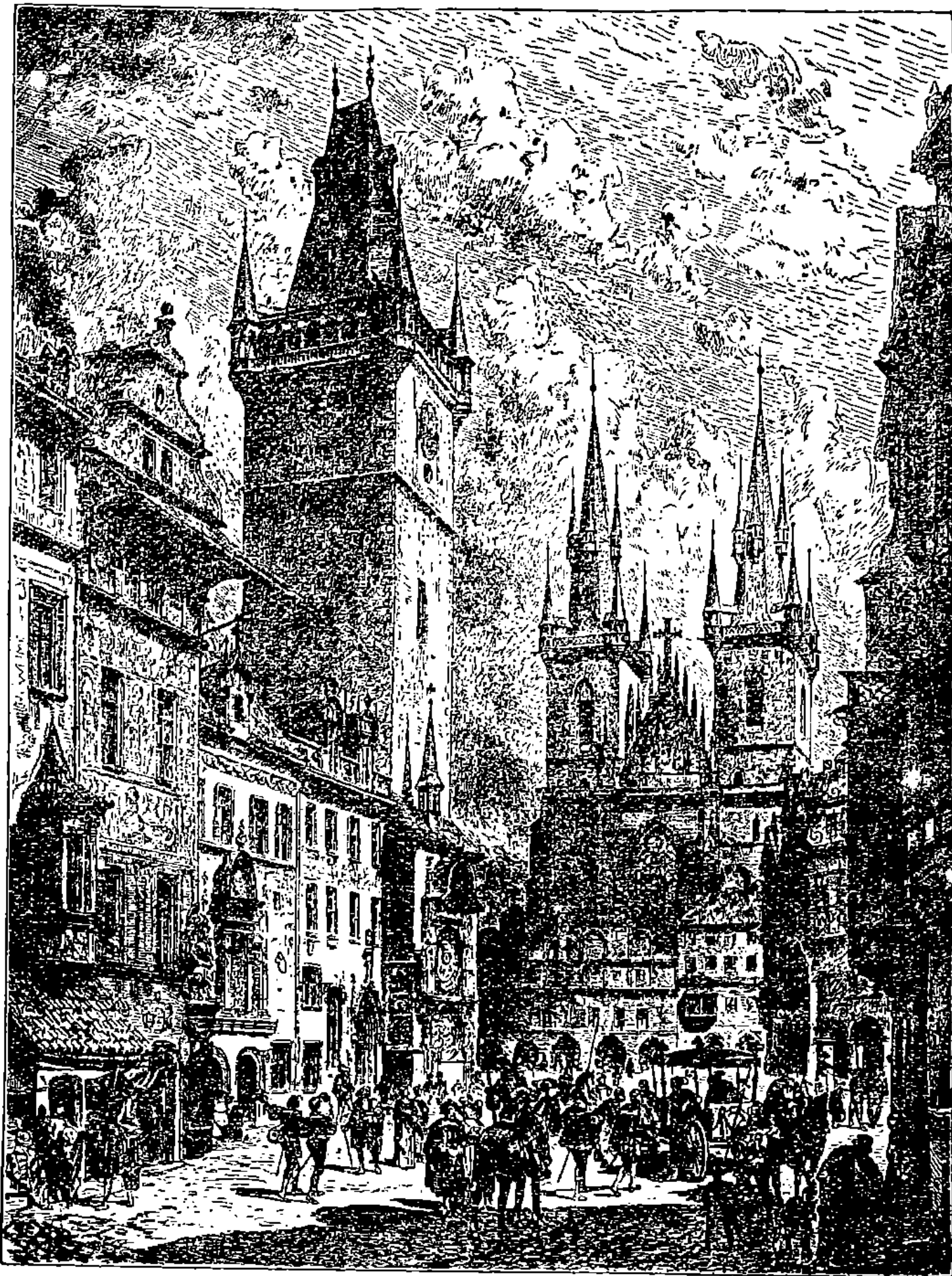
7. Gründliche Bearbeitung der Zollfragen und Vertretung der Industrie bei den Handelsvertragsverhandlungen.

Man darf wohl hinter diese sehr beachtlichen Ausführungen Goettes die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche einschalten. Leider ist man im allgemeinen aber noch sehr weit davon entfernt. Der Abgeordnete Lammer, Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie, hat offen den Mangel zugegeben, als er auf Grund der Darlegungen der Wirtschaftsenquete sagte:

Von einer Gesamtlinie in der Richtung, daß heute etwa sämtliche Kartelle auf die Produktionsförderung und Rationalisierung d. h. auf die Verbilligung der Ware eingestellt seien, kann man noch nicht sprechen. Aber man kann wohl davon sprechen, daß in einer ganzen Reihe von Kartellen ein lebhaftes Ringen um diese Dinge stattfindet.

Eine Kartellpolitik, die nicht in der allgemeinen Wirtschaftspolitik verankert ist, d. h. eine volkswirtschaftliche Zielrichtung hat, ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Sie kann dann wohl eine Belastung für den Markt sein, aber keine Entlastung. Vorläufig sind wir jedoch noch erheblich weit von dieser Tatsache entfernt. Das Kartellgericht, das sich mit Auswüchsen des Kartellwesens zu beschäftigen hat, ist in seinen Funktionen noch nicht sehr weit vorgeschritten. Diesen Mißstand hat die Arbeiterschaft schon lange beobachtet und deshalb gefordert, daß Kartellkontrollinstanzen eingerichtet werden, die paritätisch besetzt, auch der Arbeiterschaft das Recht der Mitwirkung einräumen. Damit wären wir auch der Frage der Durchleuchtung der Wirtschaft schon ein Stück näher gekommen, die ja freilich genau so wichtig von Betrieb zu Betrieb aus zu geschehen hat. Ob man bei der Gestaltung dieser Angelegenheit ganz auf die Hilfe des Staates wird verzichten können, steht noch dahin. Auf jeden Fall gilt es aber für die Arbeiterschaft, sehend zu sein und mitzuhelfen, daß die Kartelle volkswirtschaftliche Wirkungen und nicht allein die Konsumenten belastende Monopolpolitik haben, die leider bis heute Zweck der Kartelle gewesen zu sein scheint.

Wr.



Nürnberg zur Zeit Dürers

Fließarbeit als Gefahrenquelle

Unter Fließarbeit versteht man eine örtlich fortschreitende, zeitlich bestimmte, lückenlose Folge von Arbeitsvorgängen. Diese können am Band, an der Kette, am rollenden Tisch vor sich gehen, aber auch Mechanisierung in Fluß gesetzter Arbeit ohne Band, Kette, Rolltisch ist Fließarbeit. Sie bildet einen Teil der betriebstechnischen Rationalisierung neben der wirtschaftlich-organisatorischen. Das Mutterland der Fließarbeit ist Amerika. Aus Gründen der Wettbewerbsfähigkeit ist sie seit einer Reihe von Jahren auch in der deutschen Industrie heimisch geworden. Gegen den Willen der Arbeitnehmerschaft wäre dies nicht möglich gewesen; man kann also annehmen, daß die Mehrzahl der beteiligten Arbeiter in Deutschland sich mit der Tatsache ihrer Einführung abgefunden hat. Gewiß ist auch, daß das Mißtrauen der Arbeitnehmer nicht ganz unberechtigt war. Ein Teil der gesundheitlichen Gefahren der Fließarbeit ist zwar von der Art, wie sie jeder anderen gewerblichen und Industriearbeit anhaften kann. Ein anderer Teil ist aber der Fließarbeit eigentümlich. Hieraus erwächst dem Arbeiterschutze eine Reihe neuer Aufgaben. Von diesen besonderen Gefahren der Fließarbeit soll hier vornehmlich die Rede sein.

Die Fließarbeit ist überaus mannigfaltig. Schon aus diesen Gründen ist es nicht möglich heute ein allgemeines, abschließendes Urteil über ihre gesundheitlichen Wirkungen abzugeben. Sie wird in Amerika in mancher Beziehung anders betrieben als in Deutschland. Man kann also sagen: Fließarbeit und Fließarbeit ist zweierlei! Auch in Amerika bestehen grundlegende Verschiedenheiten. In einem Teil der Betriebe (z. B. bei Ford) wird dem Arbeiter eine „Leistungs-Aufgabe“ gegeben: der Arbeiter kann in der Zeiteinheit die Arbeit leisten, wie es ihm am besten dünkt. In andern Fabriken (System Taylor) hat der Arbeiter einen „Leistungs-Auftrag“, d. h.: die Arbeitsweise ist nach Art ihrer Ausführung, Körperhaltung usw. sekundenweise genau geregelt und festgelegt. Schon das Wort Fließ-Arbeit läßt erkennen, daß das geforderte Zeitmaß (Tempo) der Arbeit für die Art der Einwirkung auf den Arbeiter entscheidend ist. Der Arbeitsfluß kann der Leistungsfähigkeit des besten Arbeiters (Maximal-Tempo) angepaßt oder nach einer Durchschnittsleistung (Optimal-Tempo) angesetzt sein (Preller). Im Sinne des Arbeiterschutzes ist dieses, anscheinend auch in Deutschland vielfach angewendete Maximaltempo zu verwerfen. Es wird noch verschlimmert bei bestimmten Arten von Akkord-Arbeiten. Der Akkord reizt häufig den Arbeiter unbewußt zu einer Steigerung des Arbeitstempos und damit zu ständiger Uebermüdung (Cachexie). Die Folge ist vorzeitiger Kräftezerfall des Arbeiters. Bei den früheren Arbeitsarten lag die obere durchschnittliche Altersgrenze für die Fabrikarbeiterin bei etwa 37, für den männlichen Arbeiter bei Anfang 40 Jahren. Aus sozialen und volkswirtschaftlichen Gründen muß dem entgegengewirkt werden, daß durch die mit der meisten Fließarbeit verbundene angespanntere (intensivierte) Tätigkeit der Leistungsabfall in ein früheres Alter verlegt wird. Der Arbeiter ist hier weniger als bei Arbeit anderer Art in der

Lage, sich Erleichterungen zu verschaffen, namentlich nicht bei „Leistungsauftrag“. Solche Selbsthilfe des Arbeiters, z. B. hinsichtlich der Arbeitshaltung, Höhe der Sitzgelegenheit und des Arbeitstisches, Beleuchtung, Heizung ist bei Fließarbeit wegen des gebundenen Arbeitsvorganges in geringerem Maße möglich als bei anderen Fertigungsarten. Die unvermeidliche Ermüdung dürfte nur soweit gehen, daß bis zum nächsten Arbeitstag wieder

ein Ausgleich hergestellt werden kann. Dieses Ziel ist freilich nicht auf ganz einfache Weise zu erreichen, denn die Zahl der arbeitenden Menschen ist groß und die einzelnen sind körperlich und seelisch sehr verschieden veranlagt. Ein Teil leistet Fließarbeit nur mit Widerwillen, ein anderer ohne solche Abneigung. Hierauf ist bei der Auswahl der Arbeiter Rücksicht zu nehmen. In größeren Betrieben mit weitgehender Arbeitsteilung ist Wechsel des Arbeitsplatzes und der Arbeitsart zweckdienlich und möglich. Solche Maßnahmen sind um so mehr geboten, als der Ermüdungszustand vielfach dem Arbeiter selbst nicht zum Bewußtsein kommt und auch an sich schwer nachzuweisen ist. So ist es möglich, daß „Ermüdungsreste“ zurückbleiben und ein schleichendes Uebel werden; an der Unmöglichkeit, sie zu erkennen, scheitert „jegliche wissenschaftliche Begrenzung zulässiger Arbeitsintensität“ (Durig). Auch zu den einzelnen Tageszeiten ist die Leistungsfähigkeit des Arbeiters nicht gleich groß. Das kann in dem Betrieb in der Weise berücksichtigt werden, daß z. B. Arbeitstempo und Leistungsauftrag der ansteigenden u. abfallenden



Dürer

Die apokalyptischen Reiter

den Leistungskurve der Arbeiter angepaßt wird. Jedenfalls ist die Frage der Arbeits e i l e wichtiger als die der Tagesarbeitszeit.

Nachteile können mit der bei der weitgehenden Arbeitsteilung sich ergebenden E i n f ö r m i g k e i t (Monotonie) der Arbeit verbunden sein, soweit eben diese Monotonie als widerlich empfunden wird. Auch in dieser Beziehung verhalten sich die Arbeiter verschieden. Die Gefahr der Einförmigkeit ist größer bei dem Leistungsauftrag als bei der Leistungsaufgabe. Manche Menschen sind eben ungeeignet zu solcher, zeitlich vorgeschriebenen, sich regelmäßig wiederholenden (repetitiven) Arbeit. Sie empfinden diese als Erschwernis, das sie zu stark ermüdet. Gegen schädliche Einförmigkeit hilft Wechsel im Arbeitsplatz und die Einlegung von Pausen: auch Anbringung von Stückzählern und Arbeitsschauuhren wirkt der Eintönigkeit entgegen. Im allgemeinen empfinden besser Vorgebildete die Einförmigkeit unangenehmer. Männer leiden mehr darunter als Frauen. Oft ist es möglich, in die einförmigen Arbeitsvorgänge einen bestimmten Rhythmus (Bewegungs-Schallrhythmus) hineinzubringen, der belebend wirkt, soweit die betr. Arbeiter nach ihrer körperlichen und seelischen Beschaffenheit, jenem Rhythmus zu folgen vermögen (Eigenrhythmus).

Bei vieler Fließarbeit, besonders am Band, bildet die R a u m b e n g u n g eine Gefahrenquelle. Sind die Maschinen zu eng gestellt, die Arbeitsplätze einander zu nahe gerückt, so fühlt sich der Arbeiter seelisch gehemmt; außerdem besteht bei

zu nahem Gegenüberliegen die Gefahr des Anstehens und damit der Ansteckung. Durch die rasch von Hand zu Hand gehenden Arbeitsstücke können Hautkrankheiten übertragen werden. Auch bei Fließarbeit wird vielfach dadurch unnütze Kraft verbraucht, daß Sitzgelegenheiten fehlen oder unzuweckmäßig angebracht sind; auch dadurch, daß schädliche Körperbewegungen und Körperhaltung nötig sind, um Arbeitsmaterial in die Hand und an die Maschine zu bringen. Meist ist der Arbeitstisch nur einer bestimmten Arbeitshöhe angepaßt. Die größeren und die kleineren Arbeiter haben deswegen gegenüber ihren Arbeitsgenossen mit Durchschnittsgröße eine erhebliche Menge „Haltearbeit“ und „Fixierungsarbeit“ („statische Arbeit“) zu leisten und darunter zu leiden. Bei unrichtiger Arbeitshöhe wird die Hebelwirkung der Hände, Arme und Beine erschwert; dies bedeutet Kraftvergeudung und unnütze Ermüdung. Solche Mängel des Arbeitsplatzes können durch Anbringen von Armstützen und verstellbaren Sitzgelegenheiten zum Teil behoben oder gemindert werden. Wenn nötig und möglich, sollen am Band Arbeitsgruppen von gleich großen Menschen zusammengestellt werden.

Bei Einrichtung der Fließarbeit werden manchmal Arbeitsvorgänge, die bisher in besonderen Räumen vorgenommen wurden, in die (größeren) Fließarbeitsräume verlegt. Dies kann bewirken, daß bisher beseitigte oder gemilderte Belästigungen oder gesundheitliche Gefahren wieder auftreten, sich verstärken oder jetzt auf eine größere Personenzahl wirken. Manche Arbeiten sind gesundheitlich einwandfrei und werden erst gesundheitsschädlich, wenn sie als Fließarbeit mit starker Durchteilung der Arbeit ausgeführt werden. Hierbei werden in der Regel die gleichen Muskelgruppen dauernd in Anspruch genommen, und es entsteht die Gefahr einer einseitigen Ermüdung. „Je rascher das Band läuft, je enger die Plätze besetzt sind und je einseitiger die auszuführende Arbeit — ja, man könnte fast versucht sein zu sagen, je leichter sie ist (weil sie dann eine größere Geschwindigkeit gestattet) — um so naheliegender ist die Gefahr der Ermüdungsschädigung.“ (Durig.)

Die die Fließarbeit kennzeichnende mechanische Förderung vermindert die Zahl der bisherigen Unfälle beim Transport durch Menschenhand. Dafür entsteht aber nun die Gefahr, daß hängende Gegenstände herabfallen, daß Arbeiter auf Gleisen oder am Boden laufenden Förderbändern ausgleiten, in ungesicherte Bodenöffnungen (für Transporteure) fallen können usw. Zu den unangenehmen Begleiterscheinungen der Fließarbeit gehören auch die in manchen Betrieben bemerkbaren dauernden und starken Boden-

erschütterungen; sie können für sitzend Arbeitende durch Anbringen einer einfachen Federeinrichtung am Stuhl Fußende abgemildert werden.

Manche der hier aufgezeigten oder angedeuteten Schäden sind (in Deutschland) nur eine Folge davon, daß die Fließarbeit verhältnismäßig rasch eingeführt wurde. Diese Mängel werden sich im Laufe der Zeit teilweise von selbst beheben. Wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich näher kommen, den Arbeitern besser ermöglicht wird, Verbesserungsvorschläge anzubringen, so dürfte sich all dies im weiteren auch im Sinne der Verminderung der Betriebsgefahren auswirken.

Fragen dieser Art bewegen heute auch die große Öffentlichkeit sehr erheblich. Die staatlichen Aufsichtsbehörden und die soziale Unfallversicherung bemühen sich, die Unfallgefahr zu vermindern. Die Wissenschaft ist bestrebt, in fleißiger Forscherarbeit Mittel zur Abhilfe aufzufinden zu lassen. Seit einigen Jahren wird auch versucht, durch Unfallpropaganda den Unfällen zu begegnen: Veröffentlichung von aufklärenden Aufsätzen, Aushängen von Bildern, die Entstehung und Folgen von Unfällen zeigen, in den Betrieben Anbringung von Schaubildern, die die tägliche und monatliche Unfallbewegung darstellen, Aussetzen von Belohnungen für Verbesserungsvorschläge u. ä. Alle diese Verhütungsmaßnahmen gelten auch der Fließarbeit und in mancher Beziehung ganz besonders dieser Fertigungsart. Gerade von dieser, von der Einwirkung auf den geistigen Menschen ausgehenden Art der Unfallbekämpfung (der psychologischen im Gegensatz zu der physikalischen Unfallbekämpfung, die mit mechanischen Mitteln Unfälle verhindern will) werden gute Erfolge erwartet. Diese Hoffnung gründet sich darauf, daß (nach H. Hildebrandt) die statistischen Erregungen ergeben haben, daß der Mensch bei der Entstehung von 80 Prozent aller Unfälle mit einem Versagen, und sei dies auch noch so unbedeutend, beteiligt ist. Der gleiche Gewährsmann weist auch an Hand einiger Zahlen darauf hin, welche große soziale und wirtschaftliche Bedeutung die Unfallverhütungsbewegung hat: in den gewerblichen Betrieben Deutschlands ereignen sich jährlich durchschnittlich 500 000 bis 600 000 Unfälle. Etwa 80 000 sind durchschnittlich so schwer, daß sie zu einer erheblichen Einbuße an Arbeitskraft und zu Renten führen. 7000 bis 8000 Unfälle verlaufen tödlich. Jeder Unfall, der zu einer Rente führt, ergibt kapitalisiert eine Belastung von durchschnittlich etwa 4000 RM. außer den schweren sozialen und persönlichen Schäden, die er verursacht. G. Schmich.

Wohnungselend — Volksnot — was ist zu tun?

Du kennst sie ja, diese Not! Du fühlst sie tagtäglich! Schon Jahre frißt sie an deiner Seele, an deiner Gesundheit.

Freilich, die anderen, die „Gatten“, die auf Sonnenhöhen wandeln, wissen nichts von des Bruders tiefstem Dunkel oder wollen nichts wissen. Ich wende mich an dich: Hast du des Volkes Not, kennst du sie? Wie wohnt in deiner Nachbarschaft, wohnt in deiner Gemeinde. — Im letzten Jahrgang vom „Lebensborn“ schrieb der Begründer der Bodenreformbewegung, Dr. Adolf Damaschke, weshalb die deutsche Bodenreformbewegung vor dreißig Jahren kommen mußte. Es waren die Zeitverhältnisse, die nach einer Reform schrien, die Adolf Damaschke innerlich packten, die ihn zwingen seinem Volke immer wieder die tiefsten Nöte zu zeigen.

Fressen diese Nöte, die äußeren und die inneren, heute nicht mehr an dem Marke unseres Volkes? Sind sie überwunden? Höre! Da ist Berlin, die Stadt des Reichtums, des Wohllebens, nicht wahr? Man sieht dies doch. Aber nicht sah man die Mietskasernen mit ihrer gespenstigen Mauerwand hinter der man haust: dumpf, kahl, kalt, in engen Höfen, in tiefen Kellern, in Hinterhäusern und Quergebäuden! Ackerstraße 6, Hof, 10, Portal, 5 Treppen! 3000 Bewohner! Ein großes Dorf aus Sachsen oder Schlesien, aus Bayern oder dem Westerwald. Freilich, nur der Bewohnerzahl nach — sonst? Das Gegenteil: kein Licht, kein Sonnenstrahl! Himmelsblau und Sterne verbaut! Kein Blumenbeet, kein Baum, kein Abendfriede, keine Hoffnung! Schon Jahre

schreibt der Griffel der Not in diese Menschengesichter: angeborenes Laster, Stumpfheit, Hohn, Haß. Doch auch mit schier bewunderungswürdiger Geduld ertragenes unverschuldetes Leid, oft wahre innere Hoheit.

Die Großstadt ist die Mörderin völkischen und sittlichen Lebens. Hier wachsen nicht Menschen wächst kein kraftvolles Geschlecht, hier stirbt des Volkes Stärke. Kann die Großstadt Heim und Heimat sein? Es sprechen Tatsachen! Statistisches Jahrbuch der deutschen Städte 1905: „Übervölkert“ ist eine Wohnung, in der sechs oder mehr Dauerbewohner beiderlei Geschlechts in einem oder keinem heizbaren Zimmer wohnen, oder sechs bis dreizehn Personen in zwei Zimmern. Solcher „übervölkerten“ Wohnungen zählte man in Hamburg 5662 in Breslau 6876, in Chemnitz 7457, in Berlin 24 440. Hier leiden nicht 24 440 Menschen, sondern Familien! Und dies in einer Zeit großen Reichtums. Wahrlich, eine Kulturschande! Weiter: In Berlin gab es 1910 25 170 Kellerwohnungen. Berlin 1925: 47 889 Familien haben nur einen Raum, 336 279 Familien zwei Räume, 385 292 Familien drei Räume. Durchschnittliche Behausungsziffer: 1921 wohnen in jedem Hause in London 7,8, in Chicago 8,8, in Newyork 10,2, in Paris 36,8, in Breslau 51,9, in Berlin 77,5 Menschen. Und wie wohnen die Arbeiter? Eine Arbeiterfamilie von vier Köpfen bewohnt durchschnittlich an Räumen: in Deutschland im Jahre 1900: 1,9, 1925: 1,4; in Frankreich 4 und 2,5; in England 4,2 und 3; in Amerika 6 und 5 Räume. Von 100 Arbeiter-

familien haben ein eigenes Heim und wohnen auf eigener Scholle in Deutschland im Jahre 1900: 5, 1924: 9; in Frankreich 10 und 8; in England 15 und 20; in Amerika 49 und 65.

Und die Folgen? Die Mietkaserne ist das Massengrab der Gesundheit, die Ursache der Trunksucht. Aus diesen Wohnungen eilt man hinaus auf Kummelplätze, in Kinos ins Schanklokal. Es sinkt die Widerstandskraft. Der Altbetäuber Alkohol hat die Macht. Die Schankstätten kommen wie Pilze.

Von den Wohn- und Schlafverhältnissen der Schulkinder ein Beispiel: Schulamtsbezirk Berlin-Pankow, vorwiegend Mittelstand, 7750 Volksschulkinder. Nun höre: 1927 hausten in 14 Fällen 5 Personen in einer Wohnküche, in 5 Fällen 8 Personen, in 2 Fällen 10 Personen und in einem Fall 11 Personen. Sage nicht: Ja — Berlin! In Lissit schliefen 1924 in einem Raum ohne Ofen 221 Schulkinder (4,5 Prozent) mit 3 bis 12 Personen, in einem Raum mit Ofen 2154 Schulkinder (43,6 Prozent) mit 3 bis 12 Personen. Mit Lungenkranken zusammen wohnten 549 Schulkinder. Im Regierungsbezirk Breslau wie in einem Kreise und zwölf Städten hatten von 118 303 Schulkindern, die man nach ihren Schlafverhältnissen fragte, 54 066 (45,2 Proz.) kein eigenes Bett. Was nützen da alle hygienischen Ratsschläge? Alle Wohlfahrtsarbeit, alle volkerzieherische Arbeit wird durch die Wohnverhältnisse wieder zunichte gemacht. Die Geschlechtskrankheiten greifen um sich, schon bei schulpflichtigen Kindern in erschreckendem Maße. Wir haben ein schönes Gesetz, aber nur eine Bekämpfung der Erscheinungen, nicht ein Ausgraben der Wurzel. Man darf sich nicht über die Folgen wundern, wenn man die Voraussetzungen weiter duldet.

Die Tuberkulose ist nicht nur Ernährungs- sondern weit mehr Wohnungs-krankheit. Der Kranke schläft im gleichen Zimmer, in gleichen Betten mit den anderen. Was nützt da die Lungenheilstätte? Was nützen Ferienkolonien und Erholungsheime?

Für die junge Ehe ist die Wohnungsnot die schwerste Belastung! Für wieviele haben wir Platz? „Die Ehe das Heiligtum der Mutter!“ So das Ideal — und die Wirklichkeit? Empfängnisverhütung, Vernichtung des keimenden Lebens, Kindermord, Familienmord! Im Jahre 1900 kamen 35 Lebendgeborene auf 1000 der Bevölkerung, 1913 noch 27, 1925 sinkt die Zahl auf 20,6, in den Großstädten sogar auf 15,6. Die Ursache? Nicht allein, aber zumieist die Wohnungsverhältnisse.

Die Enge der Wohnverhältnisse treibt die Menschen auseinander, führt zu zunehmender innerer Entfremdung, zum Schwün-

den alles Glaubens an Gott und Menschen. Wer wagt einen Stein zu werfen auf die ins Elend, in die Nacht Gestoßenen? Die physische und sittliche Zerstörung unseres Volkes liegt mit begründet in den Wohnverhältnissen.

Aber wie helfen wir? Wie bringen wir Erlösung aus dem Wohnungselend? Wir müssen die Grundlage schaffen zu einer neuen Lebensführung, die nicht auf Asphalt, nicht in Kinos und bei Alkohol wird, sondern in der Heimstätte. Hieran arbeitet der Bund Deutscher Bodenreformer. Er sucht eine soziale Siedlung zu ermöglichen, eine Bodenständigkeit, bei der erst wahre Volkskultur wächst. Denn unsere Nöte mußten kommen, wurden ge-

radezu heraufbeschworen, begünstigt durch unser bestehendes Bodenrecht. Die Wahrheit der Bodenreform, die die Kraft in sich trägt, Menschen aus allen Berufen und Ständen, aus allen politischen Parteien in sich vereinigen, ist die Überzeugung, daß man mit dem Boden nicht so handeln und schwachern darf wie mit anderer Ware. Unser bestehendes Bodenrecht überläßt unseren Grund und Boden einer skrupellos handelnden Spekulation. Man sieht den Boden nicht als ein heiliges Gut, als die Quelle ständig neuer Kraft, sondern als ein Gewinn abwerfendes Objekt. Die Bodenreformbewegung sieht als Grundlage jeglichen Fortschrittes das rechte Verhältnis des Menschen zum Boden an. Die Forderung der Umgestaltung unseres Bodenrechtes birgt die Forderung nach bestimmten Formen in sich, unter denen man den Boden ausgeben soll, die einen Mißbrauch dauernd ausschließen. Die Bodenreform will nicht dulden, daß weiterhin unser Boden eine Schacherware bleibe.

Wir wollen eine neue Lebenshaltung, ein Neuerwerden ermöglichen. Ein neues Lebensideal richtet sich auf, erstrebt

eine Erneuerung unseres Volkstums, eine Beseitigung der heutigen Kulturlosigkeit. Denn wir wissen um die alte Erkenntnis, daß die unversiegbare Quelle der Gesundheit, der körperlichen, geistigen und seelischen Entwicklung eines Volkes die Verwurzelung mit der Heimatscholle ist. Mit erschütternder Deutlichkeit zeigt die Geschichte, welche Folgen sich für ein Volk ergeben, wenn es dieses Lebensgesetz nicht erkennt. Erkennen wir unsere Aufgabe, halten wir ihr die Treue ohne Rücksicht auf das Geschrei der Menschen, die nur noch in „Interessen“ zu denken vermögen. Wir wollen aus dem Dunkel der Mietkaserne ins Licht! Mehr Luft, mehr Sonne, Glück, Gesundheit und Sittlichkeit. Den Weg und den Willen zurück zur Natur, zur wachstumsschaffenden Erde will auch die Gewerkschaftsbewegung ermöglichen.

J. Wagenbach.



Dürer

Maria mit den Häschen

Der Weg des Handels

Einst war alles in einem Betriebe vereinigt. Großhandel und Kleinhandel, Ueberseehandel, Fuhr- und Bankgeschäft. Diese uralte Vereinigung, wie wir sie in klassischer Weise dargestellt finden in Gustav Freytags Kaufmannsroman „Eoll und Haben“, hat längst einer großen Kette von Händen Platz gemacht: heute bezieht der Kleinhändler in der Provinz seine Kolonialwaren bestenfalls vom sogenannten „Platzgroßhändler“ der wieder von einem Großhändler etwa in Hamburg. Auch der kauft noch nicht selber im Auslande, man nennt ihn ganz ausdrücklich den Händler zweiter

Hand; er erst kauft an der Börse vom deutschen Einfuhrgroßhändler — man nennt ihn die erste Hand —, und auch diese ist noch lange nicht die wirklich erste Hand; denn da steht noch einmal der Exporteur in Uebersee dahinter, und an dessen Aufkaufplätzen noch mancher Händler bis zu dem ersten Chinesen, der da erntet, weit hinten, wo der Pfeffer wächst. Plastisch beschreibt Hirsch diese Verhältnisse im „Magazin der Wirtschaft“.

So geht „durch der Hände lange Kette um die Wette“ die

Ware im modernen Handel. Selbst inländische Lebensmittel beschäftigen, ehe sie vom Landwirt zum Verbraucher kommen, oft drei bis fünf und mehr Handelsbetriebe; auf dem Wege, der da von der Haut aus dem Schlachthaus zum fertigen Schuh führt, stehen nach einer amtlichen Untersuchung in Deutschland nur zwei Verarbeiter, der Gerber und der Schuhfabrikant, aber durchweg sechs Händler, vielleicht noch Agenten. Und ehe ein Pfund amerikanischer Baumwolle als Baumwollstoff den armen Inder erreicht, hat es nicht nur Spinnerei, Weberei und Appretur, sondern durchweg neun Handelsbetriebe durchlaufen, und das ist gewiß nicht umsonst. Bei diesen neuen Zwischenhandelsbetrieben sind all diejenigen noch nicht mitgerechnet, die ein solches Pfund Baumwolle auf reine Spekulation an der Börse kaufen und verkaufen, ohne jemals mit ihm in Berührung zu kommen.

Diese lange Kette ist oft notwendig, anfangs beinahe immer. Sie ist bei ihrer Entstehung fast stets ein Fortschritt; aus ihr setzt sich notwendig das weiterverästelte arbeitsteilige Getriebe unserer großen Welthandelsstädte zusammen: es kompliziert sich noch dadurch, daß viele Handelsglieder mitwirken, die nur einen Teil der Arbeit übernehmen, vor allem die reinen Vermittlungsgewerbe, der Agent, der Kommissionär, der Makler und all die Hilsgewerbe. Viele entwickeln sich zu besonderen Gewerben, vom Bankhaus und der Versicherungsgesellschaft bis zum vereidigten Nußholzmesser in Bremen oder zu den dreien, die sich im englischen Seehandel noch einmal neben allen anderen spezialisiert haben: die Musterzeichner, die Mischer und die Seeschmecker, die die Qualität zuletzt feststellen und auch noch einen besonderen Beruf darstellen.

Ein überaus reich gegliederter Mechanismus ist dieser arbeitsteilig gegliederte Welthandel, und es ist auch nicht richtig, ohne weiteres anzunehmen, daß eine große Anzahl von Händen im Handelswege der Ware eine unerhört große Verteuerung darstellen in ü s s e. Für kleine Prozente oder auch Bruchteile von Prozenten leistete in der Vorkriegszeit das eingeschaltete Handelsglied oft wichtigste Dienste in der sich schnell ausweitenden Weltwirtschaft.

Aber freilich: Wer diese lange Kette ansah, den mußte mehr und mehr der Wunsch überkommen, die darin entstehenden Zwischengewinne zu verringern und so die Kosten herabzudrücken. So entsteht die Gegenströmung — Ausschaltung des Handels. Denn schließlich war schon, vom Verbraucher her gesehen, der Anteil am Warenpreise, der für die Arbeit der Verteilung genommen wurde — und schließlich auch genommen werden mußte —, recht, recht groß. Von jeder Mark, die der Deutsche vor dem Weltkriege etwa für Nahrungsmittel ausgab, zahlte er für die Handelsarbeit mindestens ein Viertel, für Bekleidungsgegenstände im Durchschnitt wohl mindestens ein Drittel und für manche Luxuswaren auch wohl die Hälfte. In Amerika war dieser Aufschlag noch höher, und wir pflegten vor dem Kriege gern etwas ironisch darauf zu verweisen, daß es dort drüben oft mehr koste, eine Ware nur zu verkaufen, als alle Unkosten an Rohstoff, Arbeit und Kapital, um eine Ware überhaupt herzustellen. Zu solcher Ironie haben wir nach dem Weltkriege kaum mehr einen Anlaß. Ich fürchte keinen Widerspruch, wenn ich sage, daß die Aufschläge des Handels nicht nur absolut entporggegangen sind, also etwa entsprechend der Geldentwertung, sondern auch prozentual in den weitaus meisten Handelszweigen noch bedeutend größer geworden sind als in der Vorkriegszeit. Mehr Handelsglieder für nicht mehr Ware — das kann keine Verbilligung bedeuten, sondern das Gegenteil. So hat der Reichswirtschaftsrat im Jahre 1924 durch eine Kommission einmal untersucht, woher es komme, daß die Schuhpreise so hoch

seien. Dabei ergab sich folgende Verarbeiter- und Handelskette, nebst Handels- und Verarbeiteraufschlägen samt deutscher Umsatzsteuer (damals 2 1/2 Prozent) für dieselbe Menge Leder:

	Verkaufspreise M	Handels- oder Verarbeiteraufschlag M	Umsatzsteuer (2 1/2 %) M
Felle ab Schlachthaus (Versteigerung) . . .	1000,—	—	25,—
Felle ab Fellsammler . . .	1179,49	125,—	29,49
" " Häutehändler . . .	1250,26	38,70	32,06
Leder ab Gerber . . .	1731,14	436,50	44,59
" " Lederhändler . . .	1930,32	150,92	48,26
Schuhe ab Schuhfabrik . . .	3167,70	1158,19	79,19
" " Großhändler . . .	3577,82	316,74	89,35
" " Kleinhändler . . .	4765,10	102,15	119,13

Von den Gesamtaufschlägen, die auf je 1000 M Grundstoff entstanden, entfielen demnach auf:

2mal Verarbeitung (einschließlich aller Hilfstoffe und Beförderungskosten)	1594,69 M
6mal Handel (einschl. etwas Beförderungskosten)	1703,54 "
3mal Umsatzsteuer (je 2 1/2 %)	466,87 "
zusammen:	3765,10 M

Der bloße Vertrieb der Ware hat also bedeutend mehr gekostet als alle Arbeit, Kosten und Kapitalnutzung in der Herstellung.

So wird denn die moderne Gesetzgebung verständlich, die schroff entgegengesetzt zur Tendenz zur Einschaltung des Handels nun dessen Ausschaltung oder doch mindestens die Herabdrückung seines Gewinns und seines Selbstständigkeitsgrades erstrebt. Diese Gegenbewegung hat in allen Ländern eingesetzt, am schärfsten in Frankreich, England und jetzt auch in den Vereinigten Staaten. Es ist gerade für den soliden Handelsstand von größter Bedeutung, sie rechtzeitig in ihrer Tragweite und Schlagkraft zu erkennen. Diese neue Gegenbewegung will das Feld des Handels gewinnen durch Herabdrückung der Kosten und führt in vielen Gestalten zur Genossenschaft, zum Großbetriebe und zur neuesten Form, der Großunternehmung im Handel. Hier nur diese allgemeinen Umrisse:

Die Ausschaltung des Handels oder doch die Herabdrückung seiner Aufschläge und Kosten wird von allen Seiten her erstrebt, die mit dem Handel zu tun haben, und sie wird nicht nur erstrebt, sondern man sucht sie von allen Seiten ins Werk zu setzen: von den ersten Herstellern der Ware, von den Verarbeitern, von den letzten Käufern, aus der Mitte des Handels selbst heraus und auch von dritter unbeteiligter Seite.

Zunächst versuchen die Landwirte den Handel auszuschalten in ihren Bezugs und Absatzgenossenschaften; Deutschland war früher darin vorbildlich: neuerdings haben aber in den Vereinigten Staaten die Farmer sich nicht nur eigene Getreidelagerhäuser und Kühllhäuser geschaffen, sondern einen großartigen Früchteversand in eigenen Kühlwagen von Kalifornien über den ganzen Kontinent organisiert. Die Ausschaltung des selbständigen Handels versuchen die Industriellen teils durch eigene Detailverkaufsstellen, teils auch in Trust und Kartell, wobei freilich die neuere Entwicklung im deutschen Kartellwesen keineswegs zur Verminderung der Handelskosten führt, eher zum Gegenteil. In sehr beachtlichen Versuchen haben die Industriellen auch in den Werkskonsumanstalten teilweise die Versorgung der eigenen Arbeiterschaft übernommen.

Die Verbraucher selbst versuchen die Ausschaltung von Handelsgewinn und Herabdrückung der Handelskosten in den Konsumvereinen, einer der eigenartigsten Schöpfungen gemeinwirtschaftlichen



Dürer

St. Hieronymus

Versorgung aus der Selbsthilfe der Armen und Vermögenden, der in England schon ein Drittel, in Deutschland immerhin ein Fünftel des ganzen Volkes angehört. Hier und da hat auch der Staat und sein verkleinertes Abbild die Gemeinde, in den Handel eingegriffen; nicht nur in Sowjet-Rußland, wo er aus antikapitalistischen Grundgedanken heraus fast den ganzen Großhandel zu erfassen versucht, auch nicht nur zu Steuerzwecken, wie die Tabakregie in Frankreich, Italien und Oesterreich sondern auch zu direkten Zwecken der Preisverbilligung haben zirka 160 unserer Gemeinden in der Vorkriegszeit selber in den Handel der Lebensmittel eingegriffen durch eigene Organisationen. Während so der Handel von rechts und links von Produzent und Konsument angegriffen wird, hat er in der eigenen Mitte auch keine Stütze. Ein Handelsbetrieb sucht den andern auszuschalten; es entsteht zuerst in ihm der Großbetrieb, der an einer Stelle einen großen Warenabsatz zusammenzuziehen sucht, so wie die Fabrik die große Herstellung an einer Stelle leistet: das Warenhaus, von denen ein einziges in Amerika im Detailhandel immerhin 400 Millionen Mark um-

setzt, das sogenannte Kaufhaus und das Großversandhaus, von denen wiederum in Amerika ein einziges etwa 55 Millionen Kataloge hinausendet, 9 Millionen Kunden bedient und ungefähr 900 Millionen Mark umsetzt. Aber bedeutsamer als diese auffällige Form der Umwandlung, gleichsam von unten, vom Detailhandel her sind diejenigen Großunternehmungen, die nicht an einer Stelle, in einem einzigen Riesenkaufhause den großen Umsatz und damit Arbeitsteilung und Verbilligung herbeizuführen versuchen, sondern durch Zusammenfassung vieler kleiner Läden in einer einzigen Oberleitung, vieler kleiner und mittlerer Betriebe in einer Großunternehmung. Diese Form hat in Amerika eine große Umwandlung im Handel eingeleitet bewirkt eben jetzt in England zusammen mit den Konsumvereinen das überaus schnelle Vordringen des Systems der Massenläden, hat es in Frankreich schon vor dem Weltkriege begonnen und seitdem wichtig fortgesetzt. Der Horizontaltrust im Handel ist wohl das größte der Probleme in der Neugestaltung des Binnenhandels.

Professor Dr. Julius Hirsch.

Albrecht Dürer und die Arbeiterschaft

Bei den Gedächtnisfeiern, die von April an um Albrecht Dürer begangen werden, kann auch die Arbeiterschaft nicht fehlen. Vierhundert Jahre sind es her, seit der große deutsche Maler Albrecht Dürer am 6. April 1528 die Augen zum letzten Schloß schloß.

Sein Leben war nicht prunkvoll wie das des italienischen Malerfürsten Lizian, er lebte auch nicht an Königshöfen wie sein Zeitgenosse, der deutsche Maler Holbein. Es ist in Dürers Leben nichts vom Glanz der Großen; er lebte, wie es dort üblich war, wo seine Wiege stand, schlicht und einfach unten im Volke.

1471 in einem Hinterhaus als Sohn eines armen Goldschmiedes zu Nürnberg geboren, darf er allein die Schule besuchen. Er allein von 17 Geschwistern. Für die anderen langte das Geld nicht, zudem hielt ihn der Vater für den Begabtesten.

Man malt sich heute die Zeit des Mittelalters oft sehr rosig aus. Hinter Bugenscheiben und zarten Blumen sitzen schöne deutsche Mädchen, und der Jüngling wirft verstohlen einen Blick hinüber. Alles ist blüheblank wie am Sonntag. So simpel und einfach darf man sich das Leben in einer mittelalterlichen Stadt nicht vorstellen. Sicher: der Geist war gut und groß, Gemeinschaftsdenken durchsetzte stark die gesellschaftliche Struktur, auch der Marktplatz und das Patrizierhaus waren prächtig, aber was sonst an Wohnungen, an Straßen, an Hygiene da war, spottete jeder Beschreibung. Der Unbemittelte führte ein Leben, wie man es sich heute doch — Gott Dank — kaum mehr vorstellen kann. In solchen armen Arbeiterschichten — damals sagte man Handwerker — wuchs Albrecht Dürer heran. Er hat nie seine Herkunft verleugnet, und aus der ganzen Einstellung seiner tiefen Seele und seines drängenden Gefühls schuf er einen sehr großen Teil seiner Arbeiten als Gabe für den damaligen „gemeinen Mann“. Seine „geheime Offenbarung“, seine „Große Passion“ (Leidensgeschichte Christi), seine „Kleine Passion“, sein „Marienleben“ sind Blätter voll soviel Poesie und Innigkeit, daß sie unerreicht dastehen. Sie sollten dem „kleinen Mann“ den tiefen Gehalt des Christentums näherbringen.

Nach der kurzen Schulzeit kommt Dürer in die Lehre zu einem Maler (heute Anstreicher), wandert vier Jahre und läßt sich dann in Nürnberg nieder. Er heiratete auch bald. In der jungen Ehe war aber Schmalhans oft Küchenmeister. Unser Dürer hatte kein prachtvolles Atelier, wohin die Großen der damaligen Zeit kamen, sondern er packte ein Bündel Kupferstiche oder Holzschnitte unter den Arm, bot sie auf dem Markte feil oder wanderte in die Umgebung Nürnbergs und klopfte an Tür und Tor, um ein Bild „loszuwerden“.

Meister Dürer war lange Zeit ein armer Schüler, bis die „Geheime Offenbarung Johannis“, die er um 1490 in eine Zeit geistigen Aufstiegs hineinwarf, einen Sturm des Aufsehens entfesselte. Diese vierzehn Blätter waren trotz mancher Unebenheiten von einer Größe, an der keiner vorbeigehen konnte. Auf den Jahrmärkten riß man sich hitzig darum, und die geistig Führenden Europas, wie Erasmus von Rotterdam und der Nürnberger Willibald Pirckheimer, stürzten ergriffen vor der geheimnisvollen Macht, die von jenen Blättern ausging. Was keiner vor-

Dürer und keiner nach ihm gewagt, er hatte es geschaffen. Da gab ihm Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter“, einen Jahreslohn der Albrecht Dürer der größten Not entthob.

In Höhepunkte seines Lebens angelangt, im Jahre 1520, machte Dürer noch eine Reise nach den Niederlanden, auf der er, wie seine Reisetagebücher ausweisen, sehr gefeiert und künstlerisch bereichert wurde. Doch auf dieser Reise holte er sich eine Erkältung, die den Grund zu dauerndem, immer quälender werdendem Leiden legte. Auch hier, wie so oft im Leben großer Männer, zeigt es sich, daß, gleichsam von Todesahnungen getrieben, das Genie sich noch in den letzten Lebensjahren zu größten Anstrengungen aufrafft, und Werke entstehen, die, zusammengefaßt, in reifster Form die ganze Persönlichkeit, das ganze Können ihres Schöpfers beweisen. Es entsteht, neben ausdrucksvollsten Männerbildnissen, das Hauptwerk seines Lebens und eins der herrlichsten Gemälde deutscher Kunst, „Die vier Apostel“, in Lebensgröße auf zwei hohen Tafeln gemalt, mächtige Gestalten in prächtiger Gewandung, von einer Charakteristik, wie sie großartiger selten ein Künstler geschaffen hat.

In seinem Mannesalter galt er schon als der größte deutsche Maler; aber das allein hätte noch wenig vermocht, ihn unten im Volke zu verankern, wenn er nicht eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit gewesen wäre. Seine Treue zu seiner Heimatstadt und zu seiner Genossenschaft war sprichwörtlich, und sein ganzes Leben und sein Wirken war von einem festen, streng sittlichen und religiösen Geist geformt.

Vielleicht wollte Kaiser Max das treffen, als er einmal mit einer Cohor Edelknechte den Meister in seiner Nürnberger Werkstatt besuchte. Albrecht Dürer stand oben auf der Leiter und pinselte an einem Altarbild. Kaiser Max ersuchte einen Grafen, die Leiter festzuhalten. Der aber, in seinem Standesstolz getroffen, meinte, S. M. könne nicht verlangen, daß er als hochgeborener Graf einem Anstreicher die Leiter halten sollte. Woran Kaiser Max lächelnd entgegnete: „Herr Graf, Gutesgleichen kann ich jeden Tag ein Duzend machen, aber einen einzigen Albrecht Dürer kann ich in meinem ganzen Leben nicht machen!“ Sprach's und hielt selbst die Leiter.

Der Rat von Venedig und der von Antwerpen boten Dürer höchste Stellung und reichen Gold, wenn er in ihren Dienst träte. Aber Dürer war zu tief in seiner Heimat Erde verwurzelt, als daß er die lockenden Angebote des Auslandes angenommen hätte. Er lehnte beides ab „aus sonderlicher Lieb und Neigung zu dieser ehrbaren Stadt als meinem Vaterlande“, schrieb Dürer an den Rat von Nürnberg, der sich im allgemeinen schofel und kleinlich gegen den Meister benommen hat.

Sechsmundfünfzig Jahre alt war Dürer, als er starb. Ein einfacher Stein auf dem Nürnberger Friedhof bezeichnet sein Grab.

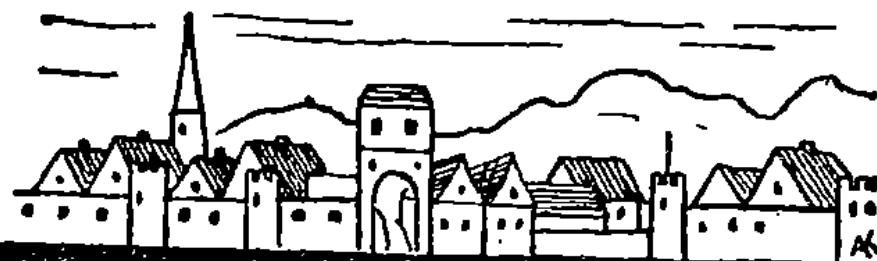
Uns als Metallarbeiter, denen er gewissermaßen insofern „verwandtschaftlich“ nahesteht, als sein Vater Goldschmied und er selbst zunächst Goldschmiedlehrling war, zeigt dieser Albrecht Dürer, wie ein Mann, der voll Energie, Tatkraft und

Persönlichkeitswillen ist, auch gesellschaftliche Schranken sprengen kann und durch die Güte seiner Arbeit sich eine Gleichberechtigung erzwingt. Manches ist heute in der gesellschaftlichen Struktur anders geworden, andere Kräfte sind ans Tageslicht getreten, aber immer bleibt das eine wahr, daß nur der Mensch oder auch eine

Schicht höhersteigen können durch gesammelte Kraft, durch Zähigkeit, durch Charakterstärke, durch Formung der Persönlichkeit. Und darin kann uns Albrecht Dürer ein Mahner und Führer sein.
Wr.



Umschau



Vorsicht vor Sterbefällen mit Umlageverfahren!

Verschiedene kleinere Vereine glauben ihren Mitgliedern im Falle des Todes einen Versicherungsschutz dadurch bieten zu können, daß sie durch ein Umlageverfahren für jedes Mitglied einen gewissen Betrag als Sterbegeld sichern. Weil sie aber keine ausreichende Reserve aufbauen, geraten sie, wenn die Zahl der Sterbefälle mit dem fortschreitenden Alter der Mitglieder wächst, durch die Steigerung der Umlagekosten in immer größere Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß die Umlagekosten fast ausnahmslos ein klagbares Recht auf ihre Zahlungsleistungen ausdrücklich ausschließen. Sie brauchen diesen Vorwand, um sich der Verpflichtung zur Einholung der behördlichen Genehmigung zu entziehen und um die dauernde Beaufsichtigung durch die Behörde zu vermeiden, die, wie sie wissen, das Umlageverfahren wegen seiner Mängel und Unzulänglichkeiten grundsätzlich nicht gutheißen kann. Die Mitglieder der Umlagekassen sind daher der größten Unsicherheit und Willkür preisgegeben.

Wie die Erfahrung lehrt, zahlt bei den Umlagekassen ein großer Teil der Mitglieder Beiträge, ohne jemals von den eingezahlten Beiträgen Vorteile zu haben. Wenn ein Mitglied austritt oder die Anzahl der Mitglieder eine so geringe wird, daß sie die entsprechenden Summen nicht aufzubringen vermögen, dann sind die eingezahlten Beiträge unwiederbringlich verloren, und, was noch schlimmer ist, für eine anderweitige Versicherung ist es dann mit Rücksicht auf das inzwischen vorgerückte Alter des Geschädigten häufig zu spät.

Bei einer soliden Versicherungsgesellschaft werden die Ansprüche der Versicherten durch die Reserven, die eine solche, der behördlichen Aufsicht unterstehende Gesellschaft sicherstellen muß, garantiert.

Es braucht wohl nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, daß insbesondere unsere Deutsche Lebensversicherung Gemeinnützige Aktien-Gesellschaft, Berlin-Schöneberg, Post Friedenau, Hähnelstraße 15 a, in der Lage ist, zu angemessenen Prämien eine ausreichende Summe zu versichern. Man wende sich um Auskunft an sie.

Brauereividenden und Arbeiterschaft

Die Berichte der Brauereien liegen vor. Sie haben außerordentlich gut verdient. Hier die Beweise. Es erzielten an Dividende:

	1925-26	1926-27
Aschaffener Bayer. Akt.-Bierbrauerei	12	12
Baugener Brauerei	14	14
Berliner Rindl	20	20
Dortmunder Ritterbrauerei	18	20
Erste Kulmbacher Exportbierbrauerei	12	12
Kulmbacher Kitzibrau	12	12

Kadeberger Exportbierbrauerei	12 1/2	12 1/2
Reichelbräu	20	20
Schöfferhof-Brauerei	20	20
Ostwerke	—	12
Schultheiß-Paßenhofener	15	15
Löwenbräu (München)	12	13
Dortmunder Aktienbrauerei	12	12
Hofbrauhaus Koburg A.-G.	15	15

Ueber den Brauereikapitalismus zu schimpfen und dabei möglichst sich etliche „Große“ zu genehmigen, ist natürlich harter Unsinn. Wir reden hier absolut nicht der Trockenlegung das Wort; aber die Konsumenten (Arbeiterschaft 50 Prozent des deutschen Volkes) sollten wissen, daß diese Getränke nicht zu den Lebensnotwendigkeiten gehören. Der Konsument hat es sehr beachtlich in der Hand, wie der Strom des Kapitals fließen soll. Er lenkt ihn aber oft falsch indem er nicht notwendige Sachen oft mindestens so stark bevorzugt, wie man es im allgemeinen bei notwendigen Sachen tun sollte. Also nur eine kleine Einschränkung und das auf diese Weise ersparte Geld an wichtigerer Stelle einsetzen!!

Die „Selbständigkeit“ der H.-D.-Gewerkschaften

Nach Beendigung des „Eisenkonflikts“ konnten wir aus mehr als einem sozialistischen Munde ein schmeichelhaftes Lob vernehmen, daß der Gewerksverein H.-D. sich in dem „Eisenkonflikt“ als der getreue Bundesgenosse des sozialistischen Metallarbeiterverbandes erwiesen habe und daher die Wahrung der Selbständigkeit eigentlich nicht mehr nötig sei, da man sich um Grundsätze nicht mehr zu streiten brauche. Also wird die H.-D.-Bewegung für reif erachtet, zu dem sozialistischen Bruder überzutreten.

Bei der „Rheinmetall“ in Sömmerda (Thüringen) kam es zur Krankenkassenwahl, weil man, der Stärke des Christlichen Metallarbeiterverbandes entsprechend, ihm die Sitze im Ausschuss freiwillig nicht einräumen wollte. Die Christen verpulvern das Klassenvermögen, hieß es, weil diese bockigen Christen es zu einer Wahl kommen lassen. Die Mitglieder des Gewerksvereins H.-D. kamen aber zu dem „weisen“ Entschluß, eine eigene Liste nicht aufzustellen, aber eine gemeinsame mit den Sozialisten, Kommunisten und Sozialisten, übrigens ein sehr interessantes Kleeblatt, der Liste des Christlichen Metallarbeiterverbandes entgegenzustellen mit dem Erfolg, daß die letztere 6 (4) Ausschusssitze erhielt. Die „Hirsche“ schliddern also immer mehr in das Fahrwasser ihrer Bundesgenossen; dieses einzugestehen, brauchen sie sich wirklich keine Mühe zu geben.

Einige Wochen darauf ließ man die Betriebsratswahlen folgen. Da man wohl in den Reihen des „roten Trios“ die „Hirsche“ als wenig nüt-

Albrecht Dürer in Köln

Zwei Tage nach dem Margarethentag des Jahres 1521 hielt an der Kölner Stadtmauer dicht bei der Ullrepforte ein hochbeladener Reisewagen. Der rheinische Fuhrmann saß ruhig auf seinem Sitz und schaute mit kindlicher Bewunderung nach seinem Fahrgast, der ihn gestern morgen in Nachen für diese Reise gedungen hatte und der jetzt, dicht vor dem Ziel, plötzlich halten ließ. Nun saß der vornehme Meister mit langwallendem Künstlerhaar — es zogen sich schon Silberfäden durch das Gelock — unter einem alten Birnbaum an der Landstraße und zeichnete mit spitzem Stift Linien in ein Büchlein, das Auge dabei fast unverwandt auf eine Kölner Bäuerin gerichtet, die, an der Stadtmauer sitzend, ihrem Jüngsten, einem derben Buben, zu trinken gab.

Dieser mit Begeisterung befohlene unerwartete Aufenthalt erschien ihm um so verwunderlicher, als der Künstler während der Fahrt sehr schweigsam gewesen war und wohl kaum zehn Worte mit seinem Weibe und der jungen Magd, die beide noch gleichgültig im Wagen saßen, gewechselt hatte.

Albrecht Dürer aber saß und zeichnete und hatte die Umwelt völlig vergessen. Wie ein Blitz packte ihn, den Fünfzigjährigen, genau so heftig wie vor Jahrzehnten das Thema, das unerschöpflich und ewig jung sein Herz aufs neue rührte: Mutter und Kind! Mochte jene breithüftige Frau an der Mauer längst ihre Jugendschöne verloren haben, ehrfürchtigherzend und beglückend nah zwang ihm diese Verkörperung des höchsten irdischen Berufes den Griffel in die Hand.

Eben, als ein leiser Ostwind die Besperglocken von St. Martin herüber trug und er, vom himmlischen Geläute angerührt, seiner bäuerischen Madonna einen lichten Sternenzweig zeichnen wollte, da zerrte ihn eine scharfe Frauenstimme in den Alltag zurück.

Frau Agnes und die Magd im Wagen hatten inmitten des umfangreichen Reisegepäcks bislang sich die Zeit zu vertreiben gesucht. Was schleppten sie nicht alles von ihrer langen niederländischen Reise mit heim! Wenn man auch wohl das meiste schon mit einem Boten vorausgeschickt

hatte, der Wagen barg noch genug elfenbeinerne Lotenköpfe, Büffelhörner und Elensfüße, dazu noch viele andere Kuriosa aus dem neu entdeckten Kontinent, für die Dürer, der sonst jeden Weißpfennig und Stüber im Tagebüchlein häuslicherisch aufzeichnete, manchen Gulden ihr zu Leide verausgabte. Der Dürerin war diese Laune schließlich sehr bedenklich vorgekommen, und nur die beiden grünen Eittische, die ihr Herr Ruderigo aus Antwerpen jüngst verehrt, fanden Gnade vor ihren Augen.

Während der Rast hatte sie einem der seltsamen Vögel immer wieder „Nürnberg“ vorgesagt und vergeblich verlacht, damit die eifersüchtigen Gedanken zu bannen, die ihr zuraunten: Dürer malt dort eine Mutter, und ich — die kinderlose — hab' ihn nie so voll Eifer an meinem Konterfei schaffen sehen.

Plötzlich brach die innere Blut ihres Grolles lavahäßig empor, so daß er nur versteckt hinter der scheinbar fürsorglichen Mahnung glimmte: „Bist du mit dem Stricheln bald am Ziel? Die Luft wird kühl; ich fürchte, dein altes Fieber kehrt zurück: du siehst so gelb aus! Steig auf, du läßt den Vetter Niklas lange warten.“

Jäh zuckte der Meister zusammen und schlug das Büchlein zu. Mit einem Seufzer stieg er ein, der Fuhrmann zog wieder an.

Vor dem Hause des Goldschmiedes Niklas Dürer, den die Kölner den Ungar nannten, stand des Malers kleine Nichte, als ein Epizwecklein und rief, als der Reisewagen in die Gasse bog, den Vater schnell herbei. Bis aber die Anwohner der Gasse alle herbeigeeilt waren, um den Einzug des berühmten Gastes, mit dem Meister Niklas in der Nachbarschaft und im Junftrat nicht wenig prunkte, zu betrachten, waren die beiden schon längst in dem hochgiebligen Hause verschwunden. Der Nachener Fuhrmann sah unnahbar über alle hinweg und suchte mit dem Gespann die Herberge auf.

Im unsicheren Licht der spärlichen Straßenbeleuchtung schritten ein paar Stunden später zwei Männer in der Richtung zum Rhein eilig durch die engen Gassen. Der Vetter Niklas ließ es sich wie im vergangenen Spätherbst auch diesmal nicht nehmen, seinen berühmten Gast mit in die Trinkstube der hochangesehenen Goldschmiedezunft zum Wein ein-

genden Ballast empfand, ging jede Arbeitergruppe für sich, und so sahen sich auch die „Hirsche“, die bislang im Betriebsrat den 2. Vorsitzenden stellten, genötigt, eine eigene Liste einzureichen. Die Schuld hieran sollten auch wieder die Christen tragen, da sie von vorneherein für ein Zusammengehen nicht zu haben waren.

Die „Hirsche“ erlitten einen Reifall (= 00 Sitze), während die Christen, die bisher nur ein Ergänzungsmitglied im Arbeiterrat stellten, ein Betriebsratsmitglied erhielten, das auch zugleich Mitglied des Betriebsausschusses ist.

Von den Mitgliedern des Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsbereichs wurde auch zu viel verlangt. Einmal „Kinn in die Kartoffeln“, dann wieder „Kaus aus den Kartoffeln“; einmal für die Syndikalistin nebst Anhang, ein anderes Mal wieder sie. Da hatte man den „Hirschen“ zu viel zugemutet.

Nun wurde von ihnen die Gültigkeit der Wahl am Arbeitsgericht in Erfurt angefochten, weil angeblich durch das Anbringen von Flugblättern außerhalb des Wahllokals ein großer Teil der Wählerschaft sich habe be-

einflussen lassen (vielleicht lag dadurch wirklich eine „Beeinflussung“ der „Hirsche“ vor). Der Vorsitzende konnte aber nur die Gültigkeit der Wahl bestätigen. Also auch die letzte Kraftanstrengung war für die Kaus. Mehr Beachtung messen wir dieser Sache nicht bei, da auch wir annehmen, daß es nach solchen Vorkommnissen mit der Selbstständigkeit dieser H.-D.-„Bewegung“ nicht weit her ist. B.

Belgiens Eisen- u. Stahlindustrie im Februar 1928

In Belgien waren im Februar 55 Hochöfen in Betrieb. Gegenüber dem Vormonat war keine Veränderung festzustellen. Dagegen sank die Roheisenerzeugung von 315 580 Tonnen für Januar 1928 auf 302 000 Tonnen für Februar 1928. Die Produktion an Rohstahl senkte sich von 306 000 auf 300 950 Tonnen, diejenige für Formeisen von 9650 auf 9460 Tonnen, für Fertigstahl von 277 870 auf 260 240 Tonnen und für Fertigeisen war eine leichte Erhöhung von 14 330 für Januar auf 14 700 Tonnen für Februar 1928 zu verzeichnen.



Betriebsräte und Arbeitsgericht

In Nr. 10 unsers Verbandsorgans berichteten wir unter „Betriebsräte und Arbeitsgericht“ über einen Vorgang, wo im Beschlußverfahren eine Firma, mit einem jungen Juristen als Inhaber besetzt, es durchgesetzt hatte, die fehlende Zustimmung zur Entlassung eines Betriebsratsmitgliedes zu bekommen. Die prompt eingelegte Rechtsbeschwerde hatte vollen Erfolg. Der Kollege war bereits 34 Tage spazieren gegangen und verlangte, nachdem er nicht wieder eingestellt war, den Lohn für die Zeit. Unsere Ortsverwaltung übernahm die Führung der Klage, als die Zahlung des Lohnes nicht erfolgte. Der junge stramme Jurist stellte aber jetzt den Kollegen wieder ein. Trotzdem ging es für die 34 Tage an das Arbeitsgericht. Der Unternehmer zahlte aber nicht, auch als er sah, daß es uns bitter ernst wurde. Am Arbeitsgericht suchte der Jurist in einem drei Maschinenseiten starken Schriftsatz nachzuweisen, daß er nicht im Verzuge sei. Der Kläger habe sich melden müssen und vor allen Dingen ihm mitteilen müssen, daß er bzw. die Betriebsvertretung die Rechtsbeschwerde gemacht habe. Das sei eine arglistige Täuschung gewesen, wenn man es, wie geschehen, nicht getan hätte. Unser Vertreter hatte leichtes Spiel. Der einzige Einwand genügte. Im Arbeitsgerichtsgesetz heißt es: „Die Rechtsbeschwerde hat aufschiebende Wirkung.“ Betröppelt zog der siegesichere Jurist ab und zahlte zwei Tage später 242 M. rückständigen Lohn nach.

Eine Stilllegungsverhandlung mit Hindernissen

Es gibt prächtige Kerle bei unseren Arbeitgebern. Das muß ihnen der Neid lassen. Im Betriebe der Firma Kraus-Walchenbach u. Pelger, Ornamentenfabrik, geht es im Frühjahr meistens etwas schlapp. Das fällt besonders auf, wenn die Baukonjunktur sich nicht rosig anläßt. Es werden die Leute entlassen, die nach der Stilllegungsverordnung ent-

lassen werden dürfen. Man ist aber nicht kleinlich, sondern entläßt mehr und macht keine Miene, den gesetzlich vorgeschriebenen Weg zu gehen. Der Arbeiterrat erhebt Einspruch. Es kommt dann der Tag, wo der Vertreter der Regierung dem Arbeiterrat mitteilt, daß er komme und die Betriebsvertretung das Recht habe, ihren Gewerkschaftsvertreter hinzuzuziehen. Das geschieht. Prompt ist der Mann da, etwas vor der Zeit, und nimmt Platz in dem Raume, wo die Stilllegungsverhandlungen geführt werden sollen. Die Tür geht auf, die Herren kommen, prallen einen Schritt zurück und stehen zuerst sprachlos vor Erstaunen über die „Frechheit“ des Gewerkschaftssekretärs. Endlich gewinnen sie ihre Besinnung wieder und ziehen dann los: „Herr Gewerberat, da sehen wir zu unserem Erstaunen den Gewerkschaftsvertreter H.; wir haben ihn nicht gerufen, wie kommt der hierher? Mit diesem Manne können wir unter keinen Umständen verhandeln. Ein Mann, der uns am Arbeitsgericht solche Grobheiten gesagt hat, einer Firma, die jahrzehntelang Frieden mit ihren Leuten hatte, bis der uns dazwischen kam. Herr Gewerberat, wir können als Zeugen für unsere Behauptungen den Amtsgerichtsrat G. aus Stolberg anrufen, der beweisen wird, daß das, was wir sagen, die Wahrheit ist.“ Das Loben wird schlimmer und schlimmer. Man weigert sich, zu verhandeln.

Der Gewerberat sucht zu vermitteln. Doch so etwas kennen diese Herren nicht, sie können nur diktieren. Der böse Mann behält seine Ruhe, weicht und wankt nicht. Schließlich erklärt der Gewerberat: „Wenn Sie nicht verhandeln wollen, dann verhandle ich mit dem Arbeiterrat und Herrn H. allein.“ Zuerst laufen zwei fort; der dritte verbirgt sich hinter seinem Schreibtisch. Schließlich kommt noch einer und versucht in Güte, den Gewerberat zu überzeugen, daß das Verhandeln mit diesem Gewerkschaftssekretär gegen die Ehre der Firma gehe. Auch das nützt nichts. Der letzte zieht ab, und ein anderer tritt zu dem, der sich verbarg und sie — verhandelten. Köstlich für alle, die dabei waren, wäre die Sache doch in Wahrheit nicht so bitter ernst. he.

zuladen. Dürer unterbrach das Schweigen: „Und morgen, Vetter, laßt Ihr mir als glückhaftes Ende meiner Reise noch einmal Meister Eochners große Schildeerei öffnen, die in dem Rathaus steht. Von allen Herrlichkeiten, die ich in diesen Monden sah, gebührt ihr der Preis, und dann — langt noch die Zeit — bringt Ihr mich nach St. Ursula, das güldene Heiligtum erschien mir mehr als einmal im Traum.“

Niklas schickte sich an, seine Bereitwilligkeit auszusprechen, als ihnen aus dem erleuchteten Lanzhaus, dem Gürzenich, Fiedel- und Flötenklänge lockend in die Ohren schmeichelten. Oben an den offenen Fenstern huschten die dunklen Schatten der tanzenden Paare vorbei.

Dem Maler kamen alte Erinnerungen: wie er im vorigen Jahr in der Sonntagsnacht nach Allerheiligen dort oben dem Fürstentanz zugehört, den die Kölner dem jungen Kaiser Karl zu Ehren veranstaltet hatten. Während der ausgelassene Jubel der doch der hispanischen Majestät kaum ein Lächeln abgezogenen, den Saal durchtobte, hatte der Meister umsonst gehofft, endlich die Bestätigung des Gnadengehaltigen, jenes huldvollen Testaments von Kaiser Max, seinem unvergeßlichen Gönner, zu erhalten. Nur Gott und er wußten, welche Mühe und Arbeit es ihn gekostet, wieviel Räte der Kammer er angegangen, bis ihm endlich Montag nach Martini seine „Confirmatio“ zu gestellt wurde, womit er das Hauptziel seiner ganzen Reise glücklich in den Händen hielt. Von allen Gewaltigen dieser Erde war doch der Lote allein ihm teuer. Das Herz wurde Dürer jetzt noch warm, wenn er daran dachte, wie leutfelig der Kaiser stets war und wie brüderlich er mit dem Meister redete, als er ihn zu Augsburg hoch oben auf der Pfalz malte.

In der besagten Julinacht hat sich auch folgende merkwürdige Begebenheit zugegetragen, wenn auch keine Chronik davon berichtet. Kurz vor Mitternacht erhob sich Dürer aus seinem Ehrensessel in der Trinkstube der Goldschmiede, wo er den Abend geessen und den Freunden, nicht ohne Selbstbewußtsein, von den wammigfaltigen Ehrungen in den Niederlanden berichtet hatte. Er war immer wortkarger geworden und schritt nun aufrecht, starken Blickes, zur Tür hinaus, deren Schwelle er zur wachsenden Verwunderung der Gäste nicht wieder überschritt.

Was ihn bewog, den heiteren Kreis zu fliehen, hätte er selbst kaum sagen können. Löste sich eine bislang gewaltsam unterdrückte Reiseübermüdung, quälte ihn die heimtückische jüngst erst scheinbar überwundene Krankheit, oder ermattete er in einer Melancholie, die ihn wie ein Nachtgespenst stetig enger umkreist und jetzt triumphierend gepackt hatte?

Wie einen Nachtwandler trieb es ihn ungestüm bis zur Stadtmauer dicht am Rhein. Dort lenkten magische Kräfte seinen Fuß, mit den grüngoldenen, nimmer rastenden Wogen stromabwärts zu schreiten. Ihm war, als wüchsen aus Sternenaeflimmer und Windesrauschen goldene Flügel, bis ihm plötzlich vor dem alles überragenden steinernen Riesenbau des Domes ein stummes majestätisches Heil geboten wurde.

Ein weißes Holzgerüst jaugte sich in sehnüchziger Umklammerung an das gigantische Mauerwerk, und oben umkreiste unheimliches Nachtgetier den mächtigen Hebefran, der dort, wo die Türme erstehen sollten, schräg wie ein zur Ohnmacht verdammteter Wille in den Himmel klagte.

Eine eherne Stille lastete über dem Gotteshaus, und unwiderstehlich trieb es den Meister, näher zu treten, als müßte ihm im Innern des Domes seines Lebens Wirrsal in göttlicher Klarheit entsegelt werden.

Ein Pfortlein stand geöffnet, und langsam — laut pochte sein Herz — tastete der Meister ins Kirchenschiff. — Unendlich stiegen die Säulen in schwindelnde Höhen bis dort, wo durch die offenen Kreuzrippen der nächtliche Sternenhimmel den Teppich wirkte.

Da kam Dürer wie eine Erleuchtung die Erkenntnis: „Der Dom bist du! Nie fertig, rastlos Quader auf Quader schichtend, streben wir allzeit dem Lichte zu. Des Lebens unendliche Fülle durchflutet in wechselnden Farben, Geheimnisse und Wunder verschwenderisch offenbarend, die deutsche Seele — die hier im Stein ihr Sinnbild findet. Verwirrender Strom, wo ist die Form, die alles in Ruhe und Ebenmaß gliedert? Wo leuchtet die Sonne, die einzigklare, die allen Spuß und alle Melancholie des Nordens in Licht und harmonisches Klingen wandelt? Vergeblich ringt die Jubruß in qualvollem Suchen nach letzter Vollendung, doch ach — es entschweben das Ziel und die Antwort, und nieder zur Erde beugt sich der Staubgeborene. Wozu das Bemühen! Wohl winkt die Werkstätte,

Verbandsgebiet

Gotha. Vor kurzem fand unsere gut besuchte Generalversammlung statt. Unser Vorsitzender Kollege Metz begrüßte die Mitglieder sowie den Geschäftsführer Kollegen Brötling und gab dann den Jahresbericht, aus dem u. a. hervorging, daß Gotha an Mitgliedern zugenommen hat. Nach Verlesung des Kassenberichtes hebt Kollege Brötling die Erregungenschaften des Jahres 1927 hervor: Arbeitszeitnotgesetz, Arbeitsgerichte, Arbeitslosenversicherungsgesetz. Er mahnt zu immer besser besuchten Mitgliederversammlungen, denn nur durch reges Interesse der Verbandsmitglieder an der Verbandsarbeit kommen wir leichter vorwärts. Die Ortsgruppe bekommt dann noch ein Lob für ihre gute Arbeit. Es kommt nun zur Wahl des Vorstandes. Kollege Metz wird wiedergewählt. Nun ergreift Kollege Brötling das Wort und schildert die Lage in Thüringen: Kündigung des Manteltarifes. Die Annahme des Schiedspruches wird von der Versammlung für richtig befunden, da man sich nicht vorzeitig schwächen will, um bei den Lohnverhandlungen gerüstet zu sein.

Zu Punkt „Verschiedenes“ wird die Anregung gemacht, darauf hinzuwirken, daß der Arbeiter auch in den Genuß eines größeren Urlaubs kommt, und sei es durch Hinzuziehung der Sozialversicherungen; denn nur durch eine regelmäßige längere Ausspannung ist es möglich, das Durchschnittsalter des Arbeiters zu heben und Krankheiten zu vermeiden.

F.

Chemnitz. Vor einiger Zeit hielt die hiesige Ortsgruppe ihre gut besuchte Jahreshauptversammlung im Restaurant „Goldener Anker“ ab. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden wurde den Mitarbeitern an der Werbearbeit die von der Zentrale gestiftete Einbanddecke überreicht.

Aus dem Jahresbericht, den der Vorsitzende Alexander Anfermann erstattete, war zu entnehmen, daß durch den Einfluß der Gewerkschaften manches Wertvolle für die Arbeitnehmer erreicht wurde, was unter anderen Umständen kaum gelungen wäre. Insbesondere die heißumstrittene Arbeitszeitverordnung und das Arbeitsgerichtsgesetz, ferner das Gesetz für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Der Neuabschluss des Manteltarifes brachte trotz des Sträubens der Unternehmer durch Schiedspruch einige Verbesserungen, namentlich in der Akkord- und in der Ferienfrage. Durch vermehrte Arbeit und Aufmerksamkeit sicherten wir uns einen größeren Einfluß in der Krankenkasse sowie einen E.-A.-Richter und einen Arbeitsrichter. Ein gutes Ergebnis wurde erzielt in der Werbearbeit durch die größere Mitarbeit der Kollegen.

Der Kassenbericht, den der Kassierer Kollege Aug. Hausmann vortrug, zeigte ein erfreuliches Bild. Die danach stattgefundene Vorstandswahl brachte mit einigen Verschiebungen die Wiederwahl der Vorstandsmitglieder.

Unser Bezirksleiter Kollege Robert Gierß sprach zum Jahresbericht und leitete über zu dem Bericht über den Kampf in der Hüttenindustrie und den vom Vorstand sächsischer Metallindustriellen gegebenen Entwurf zum neuen Manteltarif.

An diese Ausführungen schloß sich eine interessante Aussprache, die für die rege Anteilnahme der christlich organisierten Metallarbeiter von Chem-

nitz für alle Fragen ihres Standes Zeugnis ablegte. Nachdem der Vorsitzende dem Bezirksleiter Gierß für seine Arbeit gedankt hatte, schloß er mit dem Wunsch auf gutes Gedeihen der Ortsgruppe und des Verbandes die gut verlaufene Jahreshauptversammlung.

Blankenburg (Harz). Am 18. März hatten wir unsere Generalversammlung, welche einen glänzenden Verlauf nahm. Im besonderen konnte man feststellen, daß die jungen Kollegen eine große Aufmerksamkeit zeigten und dem Vortrag des Kollegen Krull mit Interesse folgten. Der Vortrag des Kollegen Krull (über den mitteldeutschen Streik) sowie die Regsamkeit der Versammlung gaben uns die Ueberzeugung, daß wir mit noch viel größerer Liebe an die Ausbreitung unseres Verbandes herangehen müssen, welches auch ganz besonders von den jungen Kollegen zum Ausdruck kam. Der Kollege Bondram aus Thale war auch zu uns herübergekommen und schilderte die straffe Disziplin, die die Gruppe Thale beim Streik zeigte. Seine Ausführungen klangen aus, daß Thale und Blankenburg sich gegenseitig agitatorisch unterstützen wollen, welches auch durchgeführt werden soll. Die Vorstandswahl ergab folgendes: 1. Vorsitzender Walter Döring, 2. Vorsitzender Heinrich Stein, Kassierer Rudolf Bachhaus, 1. Schriftführer Oskar Heller, 2. Schriftführer Heinrich Baumbach, 1. Beisitzer Wilhelm Domes, 2. Beisitzer Friedrich Lomak. Revüjoren Willi Klein, Erwald Piaseck. In den Vorstand sind auch zwei junge Kollegen gewählt, und das sind die beiden Schriftführer, welche ein reges gewerkschaftliches Interesse zeigen. Alle geben wir das Versprechen, uns fleißig zu betätigen an dem Ausbau unserer Ortsgruppe zum guten Erfolg für das Jahr 1928.

Dö.

Neusalz. Unsere Ortsgruppe des Christlichen Metallarbeiterverbandes hielt am 13. Februar ihre Generalversammlung ab. Der 1. Vorsitzende Kollege Decker erstattete den Jahres- und Kassenbericht. Aus dem Jahresbericht war zu ersehen, daß auch das Jahr 1927 arbeitsreich war. Die Mitgliederbewegung stieg langsam, aber beständig aufwärts. Dank gebührt ganz besonders unseren Vertrauensmännern, welche weder Mühe noch Arbeit scheuten, wenn es hieß, einen Mann zu stellen. Sehr bedauerlich ist es von den Kollegen, die durch unsere Fürsprache Arbeit bekommen und den Weg zur Organisation noch nicht wieder gefunden haben.

Bei der Vorstandswahl ist der alte Vorstand, außer einigen Ergänzungen, einstimmig wiedergewählt worden.

Bezirksleiter Kollege Hübner hielt einen Vortrag über die gewerkschaftlichen Erfolge des verflossenen Jahres und über die bevorstehende Lohnverhandlung. Gewerkschaftssekretär Kollege Goller vom Textilarbeiterverband gab bekannt, daß in den nächsten Wochen ein Bildungskursus stattfinden wird und bat die Mitglieder, sich daran rege zu beteiligen, denn nur eine geschulte Arbeiterschaft wird vorwärts kommen.

Zum Schluß noch ein Wort an alle: Vor uns steht das Jahr 1928 mit all seinen Sorgen. Wird es Kämpfe bringen oder nicht? Die Tarife laufen mit dem 31. März ab und das bedeutet für uns immer, einem

und diesmal, ich fühle es — wird endlich mein Wollen in edelste Formen geleitet. Allein im Zweifel und Zwiespalt schließt sich mein Kreis — so will es mein Schicksal — —“

Im Morgengrauen fand der Vetter Niklas mit einigen Freunden, die den Maler lange vergeblich gesucht hatten, Albrecht Dürer im Schlafe zusammengesunken auf einer Bank im unvollendeten Dom. Auf seinem bleichen Antlitz lag ein stilles Lächeln.

F. Kempf.

Der Kampf ums Gold

Die Fahrt um die Erde

VIII

Die Hütte schien der Wohnraum eines Häuptlings zu sein. Wir fanden darin ein Wassergefäß, zwei Trinkschalen, zwei Büchsen für Farbe, zwei hölzerne Speere, zwei Nerte, ein Messer und ein Paar Gestelle. Der Estrich bestand aus Erde, auf die man sich ohne Kleider niederlegte. Diese Gebrauchsgegenstände lassen die Leute an dem Fleck zurück, auch wenn sie fortziehen. Sie kehren schließlich wieder zurück, wenn durch Vermehrung der Kreatur ihre Ernährung sichergestellt ist. Sie haben sonderbarerweise gar keine festen Wohnplätze, ebenso wenig konnten wir feststellen, daß sie zu ihrem Lebensunterhalt Acker bestellt oder Viehzucht getrieben hätten. Sie wanderten vielmehr von Platz zu Platz, von einer Insel zur andern und blieben an einer Stelle gerade so lange, als die Natur ihnen Nahrung ohne Arbeitsleistung bot.

Ihre Wasserbehälter, Trinkschalen und Büchsen stellten sie aus Baumrinde her, die sie mit Fäden aus Tierdarm zusammennähten. Ihre Werkzeuge waren Messer und Nerte, die sie aus riesigen Muschelschalen verfertigten. Die Eier, von denen diese Muscheln stammen könnten, sind bisher noch keinem Reisenden zu Gesicht gekommen. Ihr Fleisch soll sehr gut schmecken. Von den Schalen brachen die Eingeborenen die dünne spröde Masse ab und schärften den festen Teil

auf besonderen Steinen, so daß sie damit, wie wir es selbst sahen, jedes harte Holz, ja selbst Knochen zerschneiden konnten. Die zerkleinerten Knochen verwendeten sie als Fischhaken. Diente eine derartige Muschelschale als Axtklinge, so wurde das zugespitzte Stück in einen gekrümmten Holzstiel eingesetzt.

Am 6. September ließen wir alle diese mißlichen Inseln hinter uns und fuhren in die Südsee, nach Mar del Sur genannt, ein. Der General wollte an dem Kap mit seinen Leuten an Land gehen und ein metallenes Bild Ihrer Majestät eingraben lassen: schlechte Windverhältnisse und das Fehlen jedweden Ankergrundes vereitelten diese Absicht. Die Passage war 150 Leguas lang, an der Einfahrt schätzten wir sie auf zehn Leguas Breite. Nachdem wir zehn Leguas tief hineingefahren waren, fanden wir sie jedoch nur noch eine Legua breit, auch weiterhin wechselte die Breite beständig. An ihrem Ausgang fanden wir keine Straße sondern nur Inseln vor.

Die scharfe Kälte hatte die Gesundheit unserer Leute untergraben. Der General beabsichtigte deshalb mit größter Eile nach dem Aequator zu segeln und nicht weiter nach dem Südpol zu fahren.

Am zweiten Tage nach unserer Einfahrt in die Südsee zwangen uns heftige Stürme, unsern Plan und Kurs aufzugeben und uns ganz dem Schicksal zu überlassen. Lange Zeit mußten wir die größten Gefahren ausstehen. Die Wellen gingen bergauf und es schien, als ob der Sturm das Meer bis auf den Boden aufwühlen wollte. Wir glaubten nicht anders, als daß uns die wütende See verschlingen würde. Diese Stürme wurden am 30. September noch stärker. In der Nacht wurde die „Marygold“ mit John Thomas als Kapitän von uns getrennt. Wir konnten uns nur dadurch helfen, daß wir unsere Schiffe vor dem Wind laufen ließen. Der General hatte für den Fall einer Trennung als Treffpunkt einen Platz unter 30 Grad an der peruanischen Küste angegeben; leider war unsere Hoffnung auf ein Zusammentreffen mit unseren Freunden, wie uns die spätere Zeit lehrte, vergeblich.

Am 7. September hatte der Sturm begonnen, wir konnten bis zum 7. Oktober kein Land entdecken. Außerdem waren wir in dieser Zeit stark nach Süden getrieben worden. An dem letztgenannten Tage liefen

Kampf ins Auge schauen. Aber auch noch wichtigere Aufgaben sind zu leisten und als eine der ersten die Standwerdung des Arbeiterstandes. Jedes Mitglied muß ein Vertrauensmann sein. Die Zahl der Unorganisierten muß geringer werden. Darum muß die Parole sein im neuen Jahr: Wirb neue Mitglieder! Denn nur eine geschlossene, geschulte Arbeiterschaft kann und wird dann vorwärts kommen.

Hofen bei Alen (Württ.) Unsere Ortsgruppe Hofen hielt am 4. 3. in der Viederhalle ihre Generalversammlung ab, die gut besucht war. Der Vorsitzende Kollege J o a s (Attenhofen) begrüßte die Teilnehmer und erteilte dem Kollegen S c h ä r e r (Wasseraltingen) das Wort. Dieser gab einen kurzen Rückblick über das abgelaufene Geschäftsjahr der Sektion Alen und erstattete den Kassenbericht, der einen erfreulichen Kassenstand anzeigte. Die Zahl der Mitglieder hat ebenfalls zugenommen. In treffenden Worten richtete er dann noch an die Kollegen den Appell dem Verbands fernherhin die Treue zu bewahren, die Beiträge ordnungsmäßig zu bezahlen, den Verband dadurch schlagkräftig zu erhalten und ihm die Möglichkeit zu geben, die Interessen der christlichen Metallarbeiter in dem bevorstehenden Wirtschaftskampfe wirkungsvoll zu vertreten zu können, ferner dem Verbands neue Mitglieder zuzuführen. Alle Kollegen müssen sich in den Dienst der Werbearbeit stellen. Viele stehen der christlichen Organisation noch fern und sollten für sie gewonnen werden. Die Wahlen brachten insofern eine Aenderung als ein Schriftführer, der seit her der Ortsgruppe fehlte, bestellt wurde. Die Wahl fiel auf Kollegen B e i ß w e n g e r (Attenhofen) der sich auch noch die Heranbildung der Jugend zu brauchbaren christlichen Gewerkschaftlern als Ziel gesetzt hat. Er forderte die älteren Kollegen auf dafür Sorge zu tragen, daß bei künftigen Jugendversammlungen ihre Söhne restlos vertreten sind und abseitsstehende inwendliche Kollegen mitbringen.

Der langjährige bewährte Vorsitzende der Ortsgruppe, Kollege J o a s, wurde einstimmig wiedergewählt. Inzwischen war nun auch der Bezirksvorsitzende Kollege H a i p f e l (Gmünd) eingetroffen, den die Versammlung als Redner über das Thema „Die Lage in der Metallindustrie“ gewonnen hatte. In scharfen Umrissen zeichnete dieser ein treffendes Bild über die Lage der Metallindustrie vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege über die Inflation über die Stabilisierung und den Säuberungsprozeß der die Arbeitnehmer zwangsläufig bitter treffen mußte bis zum Bergarbeiterstreik in England im Frühjahr 1927, der den Anstoß zum Aufschwung der deutschen Industrie gab. Das Ende des Jahres 1927 stände im Zeichen der Hochkonjunktur, wie sie nicht einmal das Jahr 1911, welches als bestes Vorkriegsjahr gilt, aufzuweisen hat. 1928 fordern nun die Arbeiter einen gerechten Anteil hiervon als Lohn; doch überall werde schwerster Kampf angezielt. Die deutschen Unternehmer hätten wohl das amerikanische Arbeitssystem eingeführt, aber nicht den Lohn. Gerechter Lohn und dem heutigen wahnsinnigen Arbeitstempo angepaßte Arbeitszeit ist die Forderung der Stunde. Es gelte im Wirtschaftskampfe auszuhalten, die wirtschaftlichen Belange nach christlichen höheren Gesichtspunkten zu vertreten. Haß und Zanf und Streit zu begraben, ruhig und sachlich zu verhandeln und für den Christlichen Metallarbeiterverband intensive Werbearbeit zu leisten. Nur eine geschlossene, zielbewußte Arbeiterschaft könne es ermöglichen, bessere Wirtschafts- und Lebensbedingungen zu erreichen. Reicher Beifall belohnte die interessanten Ausführungen. Von der Aussprache wurde lebhaft Gebrauch gemacht. Zur Sprache kam noch das zentrale Lohnabkommen und die Invaliden- und Altersunterstützung. Um ¼ 1 Uhr konnte der Vorsitzende mit herzlichen Dankworten an die beiden Redner Haipfel und Schäfer und an die erschienenen Kollegen die gut verlaufene Versammlung schließen.

Buchbesprechung

„Der Kampf um die Saar“. Von Dr. Hans Siegfried Weber. Verlag der Deutschen Rundschau, Berlin. Kartoniert 5,50 M., in Leinen 6,50 M.

Ein Buch, das verdient, in weitesten Kreisen des deutschen Volkes, besonders aber im Saargebiet selbst, bekannt und gelesen zu werden. In vorbildlicher Weise hat der Verfasser das reichhaltige Material in übersichtlicher Weise auf knappem Raum (192 Seiten) zusammengetragen und kommt zu einem, durch die wirtschaftliche Entwicklung bestätigten, vernichtenden Urteil über die französische Saarpolitik.

Was aber die Schrift für die arbeitende Bevölkerung interessant macht, ist die Tatsache, daß der Verfasser der Arbeiterschaft und ihren Führern an der Saar volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Unter der Überschrift „Die saarländische Arbeiterschaft als gesellschaftlich gleichwertiges Glied der deutschen Volksgemeinschaft“ und „Neues Führertum im Saargebiet“ stellt der Verfasser im Gegensatz zu vielen anderen die Arbeiterschaft mit in den Vordergrund des wirtschaftlichen und politischen Geschehens.

Aufruf! Die Kollegen des Christl. Metallarbeiterverbandes, die Zustimmung geben können über den Aufenthalt meines Bruders **Theodor Baron**, geboren am 7. November 1868 in Lenthof bei Waldshut, längere Zeit Mitglied des Christl. Metallarbeiterverbandes, zuletzt gearbeitet in Murl a. Rhein bei Säckingen, mögen dieses baldigst bei Friedrich Baron in Bremen, Nachtigallenstraße 29 oder beim Ortstartell der Christlichen Gewerkschaften Bremen, Reuterstraße 62, anzuzeigen.

Jhr Technikum



zur Vorbereitung zum Werkmeister, Techniker und Ingenieur ohne Berufsstörung sind die Selbstunterrichtsbriefe des Systems Karnack-Hachfeld.

Unterstützung des Selbstunterrichts

durch Teilnahme am Fernunterricht, der in gründlicher Begutachtung Ihrer schriftlichen Arbeiten besteht. Abschlußprüfung können Sie vor einer Kommission ablegen, worüber ausführliche Prüfungsbestätigung erteilt wird.

Ferner Nachholung versäumter Schulprüfungen (Obersekundareife, Abiturientenexamen) durch die Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin: Oberrealschule, Realgymnasium, Gymnasium, Deutsche Oberschule. Ebenso kaufmännische Fremdsprachliche und musikwissenschaftliche Ausbildung. **Bequeme Monatszahlungen.** Berufsberatung und Prospekt kostenlos. Lehrproben zur Ansicht **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam T 146**

wir gegen Nacht am Ausgang der Straße in einen Hafen ein, wo wir das Abflauen des Sturmes abwarten wollten. Wenige Stunden, nachdem wir geankert hatten, verspürten wir einen so schweren Stoß daß unser Admiralschiff nicht nur einen Anker einbüßte, sondern auch in dem heftig wütenden Sturm beim Verlassen des Hafens die „Elisabeth“ außer Sicht verlor; es lag teils an der Nachlässigkeit der Führer, die jenes Schiff befehligten, teils hatten andere den Wunsch, aus diesem Herenkessel zu entfliehen und heimwärts zu fahren. Das ist ja auch, wie wir später erfahren, geschehen. Am nächsten Tag dem 8. Oktober, fand die „Elisabeth“ die Mündung der Straße wieder. Nach Durchfahrung dieser Passage hielten sich die Kreuzer in Nähe der Küste Brasiliens und trafen schließlich am 2. Juni des folgenden Jahres in England ein.

Seit dem Tag unserer Trennung von den Freunden wurden wir wieder gegen den Südpol und zwar bis zum 55 Grad getrieben. In dieser Höhe machten wir Bekanntschaft mit der im Süden von Amerika liegenden Inselwelt, die wir bei der Durchfahrung der Straße bereits berührt hatten. Unser Aufenthalt auf diesen Inseln dauerte zwei Tage, hier fanden wir außer verschiedenen guten heilamen Kräutern auch frisches Wasser vor. Beides kräftigte unsere Kranken sehr. Der Sturm erhob sich jedoch bald wieder zu neuer Wut und ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Die See wurde bis in ihre tiefsten Tiefen aufgewühlt, unsere Anker versagten und überließen das Schiff mit seiner Beladung den Wogen als Spielball. Doch der Herr führte uns sicher aus allen Gefahren, ohne daß wir zu Schaden kamen. Wir mußten jedoch einen Nothafen anlaufen um Wasser und Holz einnehmen und unserer entkräfteten Mannschaft Ruhe gönnen zu können, denn der Sturm hatte im ganzen volle 52 Tage, vom 7. September bis 28. Oktober, gedauert.

Wir segelten deshalb wenige Meilen südlich unseres früheren Ankerplatzes zu den Inseln, wo wir Erfrischungen zu finden hofften, um so mehr, als wir die Bevölkerung dieses Landes antrafen, die in ihren Kanus von Insel zu Insel fuhr. Die Kinder waren in Felle eingewickelt und hingen auf den Rücken der Frauen. Mit diesen Leuten trieben wir Handel,

wir tauschten Ketten aus Muscheln und andere Kleinigkeiten ein. Der General gönnte uns drei Tage Rast. Aber wenn wir dachten, wir hätten nun den Sturm überstanden, so irrten wir uns, denn er erhob sich von neuem mit solcher Macht, daß unsere Ankertau zerrissen. Wir wurden vom Wind hin und her geworfen und erreichten schließlich den äußersten Landteil nach dem Südpol zu.

Wir hatten dabei mit Sicherheit festgestellt, wie weit die südamerikanischen Küste nach Süden sich erstreckte. Der äußerste Vorsprung dieser Inseln lag ungefähr unter 56 Grad, ohne daß von da aus ein Festland oder eine Insel nach Süden zu gesichtet werden konnte. Vielmehr vereinten sich hier, soweit wir sehen konnten der Atlantische Ozean und die Südsee.

Es war viele Jahrhunderte hindurch ein Traum gewesen, daß diese Inseln ein Festland waren und daß es eine „Terra incognita“ (unbekanntes Land) mit vielen seltsamen Ungeheuern gäbe. In der Tat, es mag vor dieser Zeit berechtigt gewesen sein, sie „incognita“ zu nennen, denn die Karten und auch die Kosmographien hatten, auf falschen Berichten oder eigenen trügerischen Einbildungen fußend diesen Kontinent dargestellt, obgleich er noch von keinem Reisenden entdeckt worden war.

Am 28. Oktober legte sich endlich der Sturm, als wir uns bei den äußersten Ausläufern dieser Inseln befanden. Einige von ihnen waren bewohnt. Die Bevölkerung gleich in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrer äußeren Erscheinung, im Hütten- und Kanubau ganz den Eingeborenen, die wir kurz vor dem Verlassen der Magalhãesstraße angetroffen hatten. Diesen Inseln gab unser General den Namen „Elisabeth-Inseln“. Nach zweitägigem Aufenthalt in ihrer Nähe segelten wir genau nach Nordwest der peruanischen Küste zu um den verabredeten Platz unter 30 Grad zu erreichen. Hier hofften wir den Rest unserer Flotte anzu treffen. Am nächsten Tag stießen wir auf zwei Inseln; sie waren reine Vorratskammern an Nahrungsmitteln, besonders an Vögeln.

(Fortsetzung folgt.)

Wirtschafts-Technik

Nummer 5

Duisburg, den 14. April 1928

Nummer 5

Deutsche als Erfinder

Die Deutschen, so heißt es, seien das Volk der Dichter und Denker. Mich dünkt, diese Kennzeichnung gibt ein unvollendetes Bild unseres Volkes. Mir fehlt in diesem Bilde der triebhaft unverdrossene Gestalter und Schaffer. Den unbewußt pflichtführenden, den ringenden, zähen, den stoff- und kraftformenden Deutschen will ich wiedererkennen. Erst dann, wenn ich die zupackenden Fäuste des Handarbeiters, des Bauern, des Handwerkers, den wagemutig rechnenden Kopf des Kaufmanns und den phantastisch prüfenden Blick des Ingenieurs sehe, gilt mir recht und doppelt der Denker und Dichter. In ein lebendig körperhaftes Bild unseres Volkes will ich mit einem Aufsatz „Deutsche als Erfinder“ einige kräftige Umrisse hineinbringen.

Wer Johann Gutenberg (1397—1467) war, weiß ein jeder. Und doch kennen diesen großen Deutschen, den Erfinder der Buchdruckerkunst, recht wenige nur. So glaube ich behaupten zu können. Ich denke hierbei weniger an den reizvollen Lebenslauf Gutenbergs, als vielmehr an den ganzen Umfang seiner Bedeutung für Volks- und Menschheitsentwicklung, insbesondere an das technisch-wirtschaftlich-kulturelle Prinzip, das durch die Erfindung dieses Deutschen erstmalig Form und Weg erhielt. Mir scheint auch beachtenswert, daß gerade an der Lat Gutenbergs das Wesen jeglicher Erfindung klar erkennbar ist. Bereits vor Gutenberg war die Idee der Vervielfältigung, waren die mit Text bedeckten geschnittenen Holztafeln, waren die beweglichen hölzernen Lettern zur Form geworden. Nichts kennzeichnet aber das Wesen jeder Erfindung besser, als daß die neuschöpferische Lat zur rechten Zeit erfolgt. Immer drängt wirtschaftliche Entwicklung auf Laten, die eben diese Entwicklung noch weitertreiben sollen. Das „Was“ der Erfindung ist also mehr oder minder vorbestimmt. Daß also der Erfinder im rechten Augenblick überhaupt zur Lat schreitet und die Art und Weise, wie er sie vollzieht, macht ihn zum genialen Menschen.

Also auch Gutenberg. Er erfand das Gießen der Lettern mit

Benutzung einer bestimmten Metallmischung. Mit dieser

Vollzugserfindung war eine Lat von unermeßlicher Tragweite geboren. Wie außerordentlich zweckmäßig dieser Vollzug war, davon legen die vorbandenen Erstdrucke bestes Zeugnis ab. Die von Gutenberg zur selben Zeit erheblich verbesserte Presse ermöglichte das schöne, gleichmäßig scharfe Bild dieser Drucke; 16 Stück seiner ersten, 42zeiligen Bibel werden noch heute in verschiedenen Bibliotheken aufbewahrt. Was jedoch der Erfindung Gutenbergs besonderen

Inhalt gibt, ist das in ihr enthaltene technisch-wirtschaftliche Prinzip; denn mit dieser Erfindung wurde gleichzeitig eine Erzeugungsgestaltung geschaffen, die heute jedem geläufig ist — die Massenerzeugung — Ja, noch ein weiteres findet erstmalig Form, und das ist das, was der Volkswirtschaftler mit Fabrikation bezeichnet. Wer ein ausgeprägtes, ich will einmal sagen, Finger-spitzengefühl für



Johann Gutenberg

technische und wirtschaftliche Entwicklung besitzt, der spürt förmlich den Ruck, den diese geniale Erfindung im Zeitenablauf bewirkte. Handwerkstechnik und Großtechnik (Industrie) stehen sich hier zum erstenmal hart gegenüber. Wer heute, beispielsweise beim Gange durch eine große, neuzeitlich eingerichtete Druckerei, sich dieses Prinzips und seiner Entstehung erinnert, dem wird im vollen Umfange bewußt, was diese Lat bedeutet. Gutenberg, und Gutenberg ein Deutscher, wird ihm dann zum Erlebnis.

Als dann die eigenartige Verflechtung mit dem kulturellen Prinzip: Durch Gutenberg und seit Gutenberg hat der Begriff „Nachrichtenübermittlung“ — das Buch, die Zeitung — erst praktisch diejenige Ausweitung erhalten, die uns heute fast selbstverständlich erscheint. Näheres darüber auszuführen, wäre müßig. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, daß heute, im Zeitalter des Rundfunks und der Fernmeldetechnik, mit Hilfe eben dieser Technik Bedürfnisse befriedigt werden, die das Ergebnis einer fast 500jährigen Buchentwicklung sind.

Es ist bekannt, daß die geniale Erfindung der drahtlosen Telegraphie das Werk des Italieners G. Marconi ist. Diese Erfindung wäre jedoch völlig unmöglich gewesen, wenn nicht die klassischen Untersuchungen des deutschen Physikers Wilhelm Herz (1857—1894) bereits vorgelegen hätten. Herz ist durch diese zum eigentlichen Vater des drahtlosen Verkehrs geworden. Er bewies zum erstenmal, daß zwischen elektrischen Wellen, magnetischen Wellen und Lichtwellen kein anderer Unterschied besteht, als der der verschiedenen Wellenlänge. Er hat die Längen der bezüglichen Wellenbewegung bestimmt, die man heute, in der Größe von wenigen Zentimetern bis zu mehreren tausend Metern, zu erzeugen imstande ist. Auch hat er durch Versuche nachgewiesen, daß die elektrischen Wellen die gleichen Erscheinungen der Reflexion und Brechung zeigen wie die des Lichtes. Auf den weiteren großen Anteil deutscher Erfinder an der Entwicklung der drahtlosen Nachrichtenübermittlung komme ich noch.

Herz will aber in der Auswirkung seiner Arbeiten wiederum eingeknüpft sein in das vorhin bereits erwähnte kulturelle Prinzip. Mit Gutenberg und Herz fügen sich nämlich zwei Entwicklungsreihen aneinander und gleichzeitig ineinander. Steht jener am Anfang einer außerordentlich gesteigerten Entwicklung der geschriebenen Sprache (Schriftsprache — Literatur), so bedeutet dieser den nicht minder verheißungsvollen Anfang in der Entwicklung der gehörten und der gesprochenen Sprache (Rundfunk). Das edelste Hilfsmittel der Verständigung von Mensch zu Mensch, die Sprache, erhielt durch Gutenberg ihre zweite Dimension, ging in die Breite, ging flächendeckend über den ganzen Erdball. Durch Herz aber geschieht etwas außerordentlich Wirkames. Die Sprache erhält, oft viel wirksamer als Bühne und Rednerpult es vermögen, ihre dritte Dimension. Sie geht fortab auch in die Tiefe. Die Herzen des ganzen Erdballs rücken zusammen und tun sich kund. Die Völker hören sich jauchzen, klagen, lachen und weinen. Beispiel: Die im englischen Rundfunk gehörte Befreiungsfeier Kölns am 31. Januar 1926. Der Kreis Gutenberg—Herz schließt sich.

An dem Beispiel, das ich mit Wilhelm Herz gegeben habe, sehen wir noch ein anderes. Durch was unterscheiden sich die Erfindungen der heutigen Zeit von denen früherer Zeiten, vielleicht denjenigen Gutenbergs? Nun dadurch, daß ihnen, in viel stärkerem Maße und in viel größerem Umfange als früher, die Forschung vorgelagert ist. Mit dieser Meinung befinde ich mich zwar scheinbar im Widerspruch mit unserem Dichteringenieur und Erfinder Max Eyth, wenn er sagt: „Hätte der menschliche Erfindungsgeist auf die Wissenschaft warten müssen, so säßen wir heute noch bei unseren feinsten Dinern um kalte ungekochte Bärenkeulen.“ Eyth denkt aber bei diesen Zeilen offenbar an den sehr wesentlichen Latwillen des Erfinders. Die wechselseitige Befruchtung zwischen Wissenschaft und Erfindung wird gerade ihm stark bewußt ge-

wesen sein. Es ist darum durchaus richtig, den Forscher, wenn gleich seine Tätigkeit oftmals auch mehr die eines Entdeckers ist, unmittelbar neben den Erfinder zu stellen. Der leider so jung verstorbene Wilhelm Herz hat, bevor er der Wissenschaft als Physiker diente, Ingenieurwissenschaft studiert. Damit kommt schon im Lebenslauf dieses großen Mannes zum Ausdruck, wie eng Forschung und Erfindung zusammengehören. Noch deutlicher wird es demjenigen, der sich in der chemischen Industrie auskennt und weiß, was „Laboratoriumstechnik“ bedeutet. Aus diesem Gebiete will ich nunmehr einige Männer hervortreten lassen, deren Wirksamkeit besonders den Wirtschaftler fesseln wird.

Das Gebiet, das ich herausgreifen will, ist die Farbstoffchemie. Die Teerfarben, die Anilinfarben und ihre Männer, ein Triumphgebiet deutschen Könnens. F. F. Runge (1795—1867) war es, der uns zuerst die Bedeutung des Steinkohlenteers für die Gewinnung der Anilinfarben zeigte. Bahnbrechend waren vor allen Dingen die großen Arbeiten von Adolf Baeyer (geb. 1835). Die Leuchtkraft seines Namens kann nicht überdeckt werden von der, der etwa 2000 Farbstoffe, die aus dem Steinkohlenteer gewonnen werden. Er und seine Schule, eine Reihe glänzender Namen — K. Graebe (geb. 1841), Emil Fischer (geb. 1852), Liebermann — haben Deutschland eine große Industrie geschenkt. Bis in die Siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts fand zum Rotfärben fast ausschließlich das Krapp Verwendung. Die gemahlten Wurzeln einer Rubiacenart lieferten, mit Säure behandelt oder im Gärungsprozeß, den roten Farbstoff. Graebe und Liebermann hatten 1868 gefunden, daß aus der Krappwurzel hergestelltes Alizarin beim Glühen mit Zinkstaub Anthrazen ergab. Es gelang ihnen dann weiter, aus Anthrazen, einem zwischen 340 Grad und 360 Grad abdestillierenden Bestandteil des Steinkohlenteers, das Alizarin aufzubauen. Wirtschaftliche Folge: Frankreich, das 1868 noch 70 000 Tonnen Krapp erzeugte und davon für 24½ Millionen Mark ausführte, konnte 1876 nur noch für 3½ Millionen Mark verkaufen. Außerdem sank der Preis des Zentners von 30 Mark auf 7 Mark.

In wirtschaftlicher Beziehung noch erstaunlicher liegen die Dinge bei dem Indigo, dem uralten, kostbaren, blauen Farbstoff. Auch hier ursprünglich die Gewinnung aus der Indigopflanze indischer oder chinesischer Herkunft. Baeyer konnte 1865 das Indigo blau zu Indol reduzieren und vier Jahre später dieses aus o-Nitrozimtsäure herstellen. Allerdings gelang es erst um die Jahrhundertwende der Badischen Anilin- und Sodafabrik, in einem Destillationsprodukt des Steinkohlenteers, dem Naphthalin, die Grundlage für die fabrikmäßige Herstellung zu gewinnen. Einen weiteren Anteil hierbei haben die beiden deutschen Chemiker Henmann und Pfleger. Der Steinkohlenteer wird zum Zwecke der Farbenfabrikation destilliert, wobei die flüchtigen Bestandteile übergehen und Hartpech als Rückstand bleibt. Die Destillate werden dann schwierigen und sorgfältigen chemischen Reinigungen unterworfen, wobei dann die Ausgangsprodukte der Farbenindustrie, Benzol, Toluol, Xylol, Naphthalin, Anthrazen und Carbonsäure, entstehen. Wirtschaftliche Folge: Der Jahresumsatz von Indigo war zu der Zeit, da er noch ausschließlich aus Pflanzen gewonnen wurde, 8000 Tonnen im Werte von 80 Millionen Mark. Nach sechsjähriger Fabrikation lieferten die deutschen Fabriken jährlich 7200 Tonnen im Werte von 20 Millionen Mark. Die Einfuhr von Indigo nach Deutschland betrug im Jahre 1897 1400 Tonnen, im Jahre 1906 aber nur noch 112 Tonnen. Bis dahin hatte der synthetische Indigo die Hälfte des englischen Marktes erobert, die Vereinigten Staaten nahmen 2500, Japan 1000, selbst China 3100 Tonnen ab. Die indische Ausfuhr hatte im Jahre eine Einbuße von 42 Millionen Mark erlitten.

Bevor wir jedoch die Chemie verlassen, muß ich noch kurz einer anderen hervorragenden Tat gedenken. Das ist die Darstellung und Herstellung des synthetischen Kautschuks. Auch der Kautschuk hat im Klopren einen Aufbaustoff, der Abkömmling des Steinkohlenteers ist.

Hier sind es die Forschungen des Kieler Chemieprofessors E. Harries, die, zusammen mit den Arbeiten der Leverkusener Farbenfabriken, den Erfolg herbeiführten. F. Hofmann gelang es im Jahre 1909 aus dem synthetisch hergestellten Klopren durch längere Einwirkung von hohen Temperaturen (bis 250 Grad) und großem Druck ein mit dem Naturkautschuk übereinstimmendes Erzeugnis herzustellen. Die Herstellung ist inzwischen fabrikmäßig außerordentlich verfeinert worden und hat namentlich während des Krieges (U-Boots-Bedarf) unserem Vaterlande außerordentlich genützt.

Bedürfnis und Notwendigkeiten zwingen den Menschen, in der Welt umherzustrolchen. Seine Güter zieht er nach sich. Wir nennen das Verkehr und haben mit diesem Gebiete wohl den fruchtbarsten Anreger für Erfindungen. Da begegnet uns gleich zu Anfang des

vorigen Jahrhunderts eine erlauchte Persönlichkeit in dem badischen Forstmeister, Kammerherrn und Premierleutnant a. D. Karl Friedrich Christian Ludwig Freiherr von Drais-Sauerbronn (1765 bis 1851), dem Erfinder des Laufrads. Dies noch heute springlebendige Verkehrsmittel erregte derzeit als „Laufrad“ nicht geringes Aufsehen, da unser Freiherr mit ihm im Jahre 1834 die Straßen Karlsruhes unsicher machte. So muß es doch wohl gewesen sein, denn die behördliche Verkehrsordnung



Ludwig von Drais

lautete: „Das Laufen mit den Laufmaschinen ist nur in der Mitte auf den Hauptwegen gestattet, auf den Fußpfaden und allen Nebentwegen verboten.“ Zwar hatte die Draisine, wie das erste Laufrad auch wohl hieß, noch keine Trekkurbeln und noch keine Gummibereifung; es war technisch aber doch ein sehr beachtenswerter Fortschritt zustande gekommen. Ueberlegt man einmal, daß jeder Mensch im Gang bei jedem Schritt ein Heben und Senken des gesamten Körpergewichts um etwa ½ Zentimeter vorzunehmen hat, und weiter, daß diese Hebearbeit bei einem Manne von 100 Kilo Gewicht auf einem Wege von 10 000 Schritten genügen würde, um sein eigenes Gewicht 50 Meter hoch zu heben, dann wird man zugeben müssen, daß diese Erfindung auch in ihrer ersten einfachen Form eine erstaunliche Arbeitersparnis bedeutet. Die Erfindung der Trekkurbeln zum Fahrrad war ebenfalls einem Deutschen vorbehalten, nämlich Philipp Moritz Fischer (geb. 1812) aus Schweinfurt. Sein Sohn Friedrich Fischer war es, der dann durch bedeutsame Vervollkommnung der Kugellager dieses Verkehrsmittel noch weiter entwickeln half. Er ist der Begründer der ersten deutschen Kugellagerfabrik. Das Kugellager ist heute, besonders im Fahrzeugbau und bei Kraftübertragung, ein außerordentlich wichtiges und hochverfeinertes Maschinenelement. Gegenüber dem Gleitlager bedeutet die Verwendung des Kugellagers eine Leistungserparnis von 25—50 v. H., dabei ist der Verbrauch von Schmiermaterial sehr klein und beträgt für diesen Vergleich etwa nur ein Zehntel bis ein Fünftel. (Fortsetzung folgt).

Hermann Petersen, Essen.

Von technischen Abkürzungen

Für die Werkstatt kommen in der Hauptsache Abkürzungen in Betracht, die sich auf Maße und Gewichte beziehen, in den meisten Fällen bekannt, aber doch von Interesse hinsichtlich ihres Ursprungs sind.

Da nun gerade durch die Normungsbestrebungen viele neue Abkürzungen geschaffen wurden, alte geändert und neuen Verhältnissen angepaßt auftreten, so dürfte es sich lohnen, eine eingehende Betrachtung anzustellen.

Früher erfolgte die Abkürzung durch Zusammenstreichung des

eigentlichen Bezeichnungsworts auf mehrere Buchstaben; man schrieb beispielsweise für Meter: „mtr.“ usw.

Heute ist die Abkürzung auf nur einen Buchstaben für jedes Stammwort gebräuchlich (und zwar ohne Punkt, also m, nicht m.). Beispiele:

Millimeter: abgekürzt: mm, aus mille-meter = $\frac{1}{1000}$ m

Zentimeter: „ cm, „ centum-meter = $\frac{1}{100}$ m

Dezimeter: „ dm, „ decem-meter = $\frac{1}{10}$ m

1000 m = 1 Kilometer (kommt aus dem Griechischen), Abk.: km. Dies waren die Längenmaße.

Flächenmaße, also Angabe der Größen in zwei Richtungen, werden dadurch bezeichnet, daß zur Ursprungsbezeichnung noch der Buchstabe q kommt bzw. dieser vorangestellt wird, oder man gibt die Potenz an, in der sich die Maßzahl bewegt. Beispiel: Meter mal Meter oder Meter zur 2. Potenz = m^2 ; in gleicher Weise schreibt man: mm^2 , cm^2 , dm^2 , km^2 , anders ausgedrückt: qm , qmm , qcm , qdm , qkm . Es ist zu beachten, daß die letztere Bezeichnung nach den Vorschriften des Deutschen Bundesrats im Jahre 1912 festgelegt wurde; die erstere, also m^2 usw., vom Internationalen Maßkomitee festgelegt, wird in der Technik in der Hauptsache angewendet, weil sie einfacher und übersichtlicher ist.

Entsprechend den Flächenbezeichnungen sind die **Raumbezeichnungen** aufgebaut (für feste, flüssige und gasförmige Stoffe). Also Meter mal Meter mal Meter = ein Würfel, der nach jeder Richtung 1 m groß ist. Die Abkürzung durch Potenzangabe lautet hier: m^3 (bzw. mm^3 , cm^3 , dm^3 , km^3) oder (nach cubus = der Würfel) cubik-, abgekürzt: cbm , und weiter: cmm , cdm , ccm sowie ckm . Gerade hier ist der Beweis erbracht, daß die Bezeichnung durch Potenzzahl einfacher und weniger leicht irreführend ist. — Raummaße, mit denen man flüssige Stoffe mißt, sind: Liter und Hektoliter sowie Deziliter, abgekürzt in bekannter Weise mit: l (früher ltr.), hl und dl.

Bei den **Gewichtsaugaben** Gramm bis Kilogramm finden wir die Abkürzungen: g bis kg, und für $\frac{1}{1000}$ g: mg.

Schließlich sind gebräuchlich für **Zeitangaben** die Abkürzungen: sk = Sekunde, min = Minute, st = Stunde. Beispielsweise sieht also die Festsetzung von Schnittgeschwindigkeiten (0,3 Meter in 1 Sekunde) abgekürzt so aus: 0,3 m/sk.

Alle diese Abkürzungen werden, wie ersichtlich, in **kleinen** Buchstaben geschrieben.

Was nun weitere Abkürzungen betrifft, wie sie uns jaft täglich während der Arbeit begegnen, so sind dies zunächst die häufigsten: r = Halbmesser, hergeleitet von radius. Die frühere Bezeichnung war rad.

= Durchmesser. Früher war dafür die Bezeichnung „Dtr.“ üblich, welche „Detrimeter-Durchmesser“ bedeutet.

In tabellarisch angeordneten Zeichnungen, also solchen, welche in einer Ansicht gleich bleiben, aber für verschiedene Typen verschiedene Abmessungen in Länge, Höhe oder Breite haben, finden wir die Abkürzungen: L = Länge, H = Höhe, B = Breite. Das Wort „Zeichnungsnummer“ erscheint abgekürzt als Z Nr. Fläche (Flächeninhalt) ist abgekürzt auf F. Rauminhalt (abgeleitet von „Volumen“ = Raum) ist abgekürzt auf V.

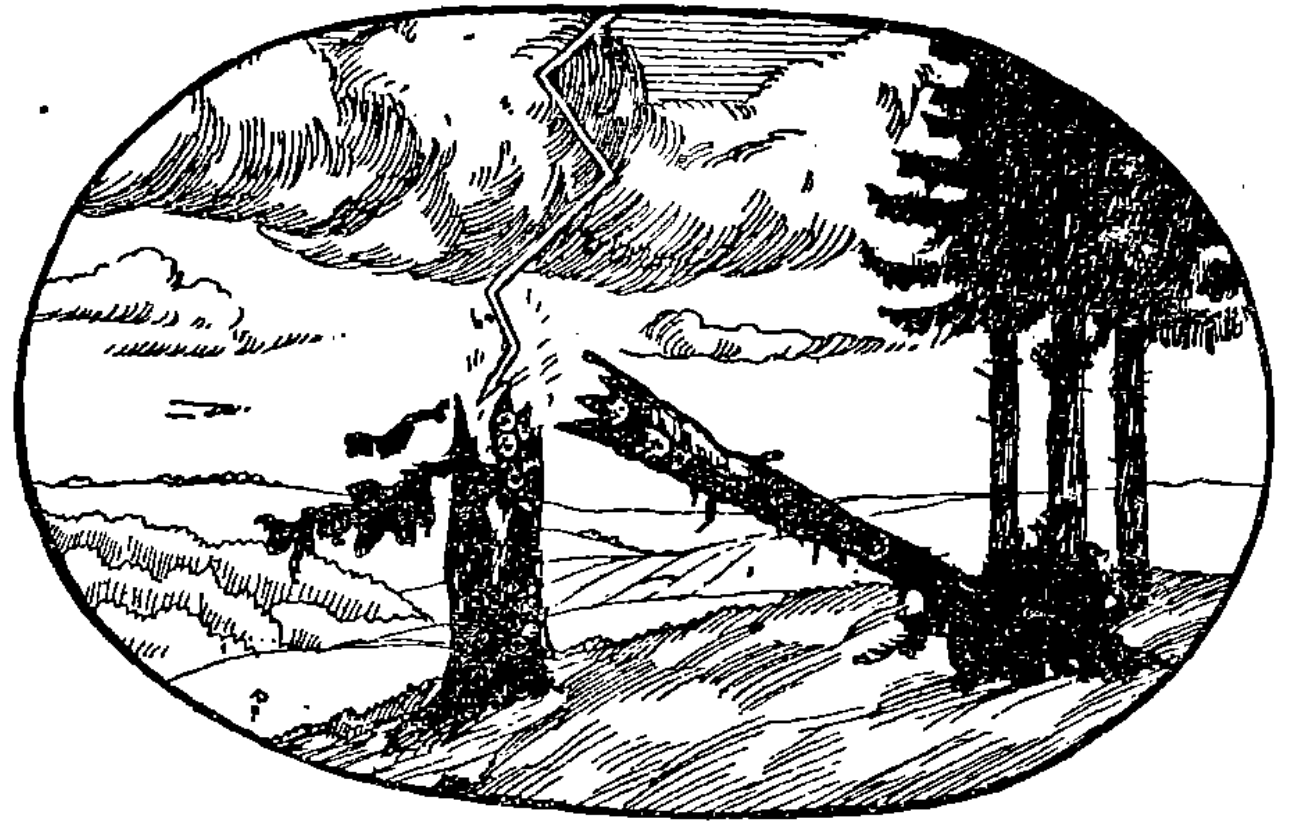
N	bedeutet: Leistung,	früher bezeichnet mit: Leistg.
n	„ Umdrehungszahl,	„ „ „ Umdr.
v	„ Geschwindigkeit,	„ „ „ Geschw.
PS	„ Pferdestärke,	„ „ „ HP = englisch: horse power.
kW	„ Kilowatt = 1000 Watt (hier wird ausdrücklich „kilo“ durch kleines k, „Watt“ durch großes W bezeichnet).	
HK	„ Hefner-Kerzen, nach welchen Lichtstärken gemessen werden.	
cal	„ Calorie = Wärme-Einheit.	
°C	„ Grad Celsius, für Temperaturmessungen.	

Die bisher gebräuchlichen Bezeichnungen für vom Hundert oder Prozent, oder vom Tausend oder Promille waren: % und ‰, werden aber heute vielfach durch „v. H.“ und „v. T.“ ersetzt.

Auf die mannigfaltigen Abkürzungen, die besonders die Mathematik, die Elektrotechnik, Wärmewirtschaft, Optik und Physik hat, näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

Der **A.E.F.** = Ausschuss für Einheiten und Formelgrößen, Berlin NW 7, Sommerstraße 4a, ist in der Lage, alle bisher genormten Abkürzungen auf vollkommen ausgeführten Blättern zu liefern.

Die Normungsbestrebungen haben es auch erreicht, daß man nicht nur bei den Abkürzungen für Maße, Gewichte usw. stehen blieb, sondern daß man auch in der Zeichnung selbst Vereinfachungen zugunsten der Übersichtlichkeit einführte:



Ein Blick aus heiterem Himmel.

Schütze dich und die Deinen bei unserer Deutschen Lebensversicherung, Gemeinnützige Aktiengesellschaft, Berlin-Schöneberg, Post Friedenau, Hähnelstraße 15a!

Gewinde wird nicht mehr, wie früher, durch abwechselnd dünne und dicke Striche in der Gewindelage gezeichnet, sondern man deutet das Gewinde nur durch Zeichnen der Begrenzungslinie der Gewindespitzen und einer punktierten Linie, welche den Durchmesser des Gewindekernes an gibt, an.

Schrauben werden nicht überall hingezichnet, wo sie anzubringen sind, sondern sie werden an einer Stelle gezeichnet, damit die Masse zu ersehen sind; an den anderen Stellen deutet man sie nur durch Mittellinien an.

Nieten: Hierfür gilt das gleiche; man ist aber noch weiter gegangen und hat für die verschiedenen Niet-Durchmesser entsprechende Zeichen eingeführt, beispielsweise einen Kreis, der zur Hälfte, zu einem Viertel oder zu drei Vierteln mit schwarzer Tusche ausgefüllt ist; jede Bezeichnung bedeutet einen bestimmten Niet-Durchmesser.

Alle diese „Sinnbilder für Zeichnungen“, die sich auf Zahnräder, Kettenräder und Kurbeln usw. erstrecken, gibt der Normenausschuss der Deutschen Industrie, Berlin NW, Sommerstraße 4, heraus.

In einzelnen Spezialbetrieben wird man von selbst dazu übergehen, sich solche Sinnbilder für Zeichnungen für immer wiederkehrende Teile zu schaffen. Solche Sinnbilder sollten in großem Maßstabe in den Werkstätten aushängen, damit im Zweifelsfalle sofort nachgesehen werden kann, was das Sinnbild bedeutet. In kurzer Zeit ist jeder Beschäftigte mit den Sinnbildern vertraut und ihre Benutzung ist ihm geläufig.

Der genannte Normenausschuss hat auch Bearbeitungszeichen aufgestellt. Zunächst wurden diese nicht gern gesehen. Man war daran gewöhnt, mit dem früher üblichen roten Strich auf der Blaupause die Bearbeitungsangaben zu machen. Der rote Strich hatte den Vorteil, daß man ihn nicht leicht übersehen konnte, aber mannigfaltige Nachteile, insofern, als zur Bestimmung der Bearbeitungsart schriftliche Zusätze nötig waren, daß bei längerem Gebrauch der rote Strich verwischte, daß die Anbringung des roten Strichs auf jeder Blaupause erneut geschehen mußte usw. Die jetzigen Bearbeitungszeichen dagegen werden auf dem Original mit Tusche angegeben, pausen mit durch und erscheinen auf jeder Pause ohne weiteres sichtbar.

Alle diese Abkürzungen, mit denen Zeitaufwand gespart werden soll, müssen in erster Linie einheitlich und übersichtlich sein, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen: uns schnellstens geläufig zu werden. Weha

Energieaustausch Alpen—Nordsee

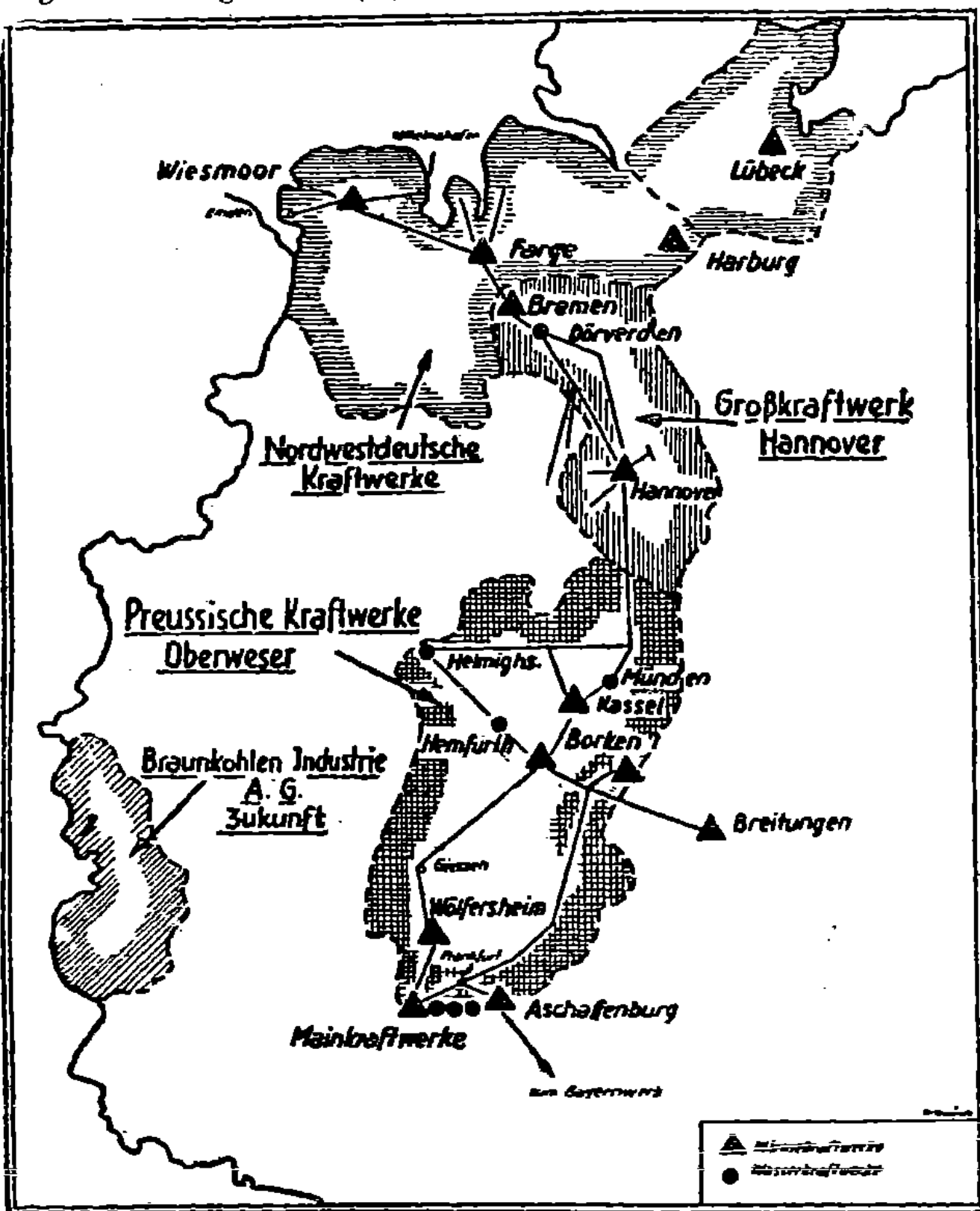
Durch den Zusammenschluß der „Preussischen Kraftwerke Ober-Weser A.-G.“, der „Großkraftwerke Hannover A.-G.“ und der „Gewerkschaft Großkraftwerk Main-Weser A.-G.“ ist vor Jahresfrist die Preussische Elektrizitäts A.-G. geschaffen worden. Ferner sind der neuen Gesellschaft auch die Unternehmen, an denen der Preussische Staat überwiegend beteiligt ist, angegliedert, insbesondere die „Nordwestdeutschen Kraftwerke“ und die im Rheinland ansässige „Braunkohlen-Industrie A.-G. Zukunft“. Hiermit ist ein Energieversorgungsgebiet entstanden, welches unter strenger Betriebsvereinigung von Wärme- und Wasserkraftwerken äußerst

wirtschaftlich zu arbeiten vermag. Die Flugkraftwerke am Main, an der Werra und Weser tragen, wie „Die Räder“ mitteilen, die durchschnittliche Tages- und Nachtbelastung, so daß sie der Eigentümlichkeit ihrer Kraftmittel entsprechend Tag und Nacht gleichmäßig belastet sind. Die in den Tagesstunden anfallende Mehrbelastung wird von den Wärmekraftwerken gedeckt, während die Talsperrenkraftwerke (z. B. Hemfurth, Helminghausen) die noch ungedeckten Spitzenbelastungen auffangen. Es findet also ein vollkommener Ausgleich der Kraftwerke untereinander statt. Ferner besteht über Aschaffenburg eine Fernleitung nach dem Bayern

werk, der Energiezentrale der bayerischen und Tiroler Wasserkraftwerke, so daß also praktisch die Möglichkeit besteht, Bremen mit der im Tiroler Achenseewerk erzeugten Energie zu versorgen. Die wichtigsten Kraftwerke, die zu diesem Verband gehören, sind folgende:

1. **Dampfkraftwerke:**
 Borken (Braunkohle) 43 000 KW, Ahlen (Steinkohle) 49 500 KW, Harburg (Steinkohle) 13 800 KW, Lübeck (Steinkohle) 22 700 KW, Wiesmoor (Torf) 19 500 KW, Farge (Torf) 32 000 KW, Weisweiler (Braunkohle) 52 000 KW, Heimbach (Braunkohle) 15 000 KW.
2. **Flußkraftwerke:**
 Am letzten Heller (Werra) 4100 KW, Groß-Rosenburg (Main) 2300 KW, Kesselstadt (Main) 2300 KW, Mainkur (Main) 2300 KW, Dörverden (Weser) 5400 KW.
3. **Talsperrenkraftwerke:**
 Hemfurth (Edertalsperre) 16 500 KW, Helminghausen (Diemelalsperre) 1300 KW.

Ueber die Lage wie auch die Versorgungsgebiete der einzelnen der Preussischen Elektrizitäts A.-G. zugehörigen Werke belehrt im übrigen die obige Uebersichtskarte.



Mittlerweile ist auch die stärkste Hochspannungsleitung der Welt von Köln nach Vorarlberg fertig geworden. Es ist die Hochspannungsleitung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes, die in Köln-Knappsack beginnt und über Koblenz, Mannheim und Stuttgart nach Vorarlberg führt. Diese Hochspannungsleitung hat eine Spannung von 380 000 Volt und ist somit die stärkste der Erde.

Um die Bedeutung dieser Neuschöpfung vorerst zahlenmäßig zu erfassen, ist es gut, wie der Dipl.-Ing. Dr. Hann in der „Leipziger Illustrierten“ meint, sich zunächst einmal zu vergegenwärtigen, daß diese Spannung ein- bis zweitausendmal so stark ist, wie die Stromleitungen in unsern Wohnungen. Erst durch diesen Vergleich wird auch der Laie ermessen können, was für eine ungeheure Leistung die deutsche Technik hier vollbracht hat. Seit vierzig Jahren widmet sich die Wissenschaft intensiv dem Studium der Hochspannung. Gerade vor vier Jahrzehnten entstand, ebenfalls in Deutschland, die erste Hochspannung: sie ging von Lauffen am Neckar nach Frankfurt a. M. und hatte die für damals unglaublich hohe Spannung von 15 000 Volt. Die Spannung von 380 000 Volt ist um Zweidrittel höher als die letzte in Amerika verwendete von 220 000 Volt.

Die Beförderung elektrischen Stroms über beliebig große Entfernungen ist eine Existenzvoraussetzung der modernen Wirtschaft. Der Landwirt braucht den Strom zum Dreschen seines Getreides und zum Pflügen, und der Industrielle ist, will er konkurrenzfähig bleiben, auf Zufuhr billigen Stromes unbedingt angewiesen. Diese Billigkeit ist nur dann zu erzielen, wenn die Elektrizität an billigster

Stelle erzeugt wird und dahin transportiert werden kann, wo sie nötig ist. Die Stätten dieser billigen Erzeugung sind die großen Kohlenfelder und die Wasserkräfte. Je höher nun die Spannung, desto kleiner werden die Uebertragungsverluste. Schon im Jahre 1891 ging man zu 20 000 Volt über und zwar nach Erfindung des Transformators, einer guten und billigen Maschine, die die Spannungen nach Wunsch herauf- und herabsenken kann. Diese 20 000 Volt blieben solange die obere Grenze, bis es den Amerikanern gelang, kurz nach der Jahrhundertwende auf 100 000 Volt zu kommen. Auch Deutschland verfügt seit 1910 über Hochspannungsleitungen dieses Grades und ist gerade in den letzten Jahren mit einem dichten Netz solcher Hochspannungsleitungen überzogen worden, die teils in den norddeutschen Kohlengebieten, teils bei den süddeutschen Wasserkraften ihren Ausgang nehmen. Die schon bei dieser Spannung auftretenden wesentlichen Schwierigkeiten bei der Uebertragung veranlaßten die Erfindung einer neuen Methode zur Isolierung der Leiter, indem nicht mehr die auf Stützen aufgeschraubten Porzellanisolatoren angewandt wurden, sondern eine Art Porzellanteller kettenförmig aneinander gehängt wurden. Die Amerikaner, die zur Zeit, wie gesagt, mit 220 000 Volt arbeiten, kämpfen auch bei diesem Isoliersystem noch mit erheblichen Schwierigkeiten.

Die Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke übersprangen die amerikanische Etappe und gingen von 100 000 Volt sogleich zu 380 000 Volt über. Dieser Uebergang wurde nur durch die Schaffung ganz neuer Leiter ermöglicht: man erfand den Hohlleiter, das heißt, es trat an die Stelle des bisher üblichen leitenden Drahtseiles ein metallener Schlauch, dessen Durchmesser so groß war, daß die Elektrizität aus ihm nicht heraussprühen konnte. Die Tragemasten dieser Leitungen sind natürlich von ungeheuren Ausmaßen, nämlich über 30 Meter hoch und am Boden ungefähr 10 Quadratmeter im Umfang. Der Leitungsbau wurde auf diese Weise fast so teuer wie der einer Eisenbahn, nämlich pro Kilometer ca. 800 000 Kronen. Aber die Rentabilität der Anlagen ist so gut wie garantiert, denn durch die Abgabe von Strom hin und her zwischen Köln und Vorarlberg fließen Strommengen durch die Hochspannung, die wahrscheinlich in die Milliarden gehen, so daß die einzelne Kilowattstunde nur mit ganz geringen Transportkosten belastet ist. Diese neue Hochspannung erscheint geeignet, die wirtschaftliche Entwicklung der beteiligten Länder in ganz neue Bahnen zu lenken.

Bekanntmachung

Sonntag, den 15. April, ist der 16. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Gewerkschaftliche Lohnpolitik und Lohnanteil (M. J., W.), S. 225.
 Kartelle, Produktionsförderung und Gewerkschaften (Wr.), S. 226.
 Fließarbeit als Gefahrenquelle (G. Schmid), S. 228. Wohnungselend — Volksnot — was ist zu tun? (J. Wagenbach), S. 229. Der Weg des Handels (Professor Dr. Julius Hirsch), S. 230. Albrecht Dürer und die Arbeiterschaft (Wr.), S. 232

Unterhaltung:

Albrecht Dürer in Köln, S. 233. Der Kampf ums Gold, S. 235.

Umschau:

Vorsicht vor Sterbefällen mit Umlageverfahren: Brauereidividenden und Arbeiterschaft; Die „Selbständigkeit“ der H.-D.-Gewerkschaften, S. 233. Belgiens Eisen- und Stahlindustrie im Februar 1928, S. 234.

Aus den Betrieben:

Betriebsräte und Arbeitsgericht; Eine Stilllegungsverhandlung mit Hindernissen, S. 234.

Verbandsgebiet:

Gotha; Chemnitz, Blankenburg (Harz); Neusalz, S. 235. Hofen bei Aalen (Württ.), S. 236. Buchbesprechung, S. 236.

Wirtschaft — Technik:

Deutsche als Erfinder (Hermann Petersen, Essen), S. 237. Von technischen Abkürzungen (Weha), S. 228. Energieaustausch Alpen — Nordsee, S. 239.

Bekanntmachung:

S. 240.

Schriftleitung: Georg Wieber — Verlag: Franz Wieber, Duisburg Stapelfor 17. Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.